

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Agmonti	807
Das Problem der Sonnenrotation. Von Johannes Schlaf	826
Halbdunkle Reflexionen. Von Maria Gräfin Gneisenau-Bonin	829
Schuberts Instrumentalmusik. Von Walter Dahms	838

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1912,

≡ Zwei führende Hotels ≡	
BERLIN	HAMBURG
HOTEL ATLANTIC	HOTEL ATLANTIC
DER KAISERHOF	RESTAURANT PFORDTE
Zimmer von 6 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 12 Mark an.	Zimmer von 5 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 10 Mark an. - - Eigene moderne Garage. - -

Hotel Esplanade

Berlin **Hamburg**

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengriech, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1911 = 15,598 Badegäste und 2,071,167 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.



Continental

bester

Pneumatic



Berlin, den 7. September 1912.

Egmont.

Hierbei, liebe Tochter, kommt ein Brieflein von der kleinen Wrentano. Hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen sich herumtreibt. Auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens, mehr als ein Alphabeth, wie es ihr bei Euch gefallen hat. Auf ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich. Wenn sie nur die aller kürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe. Alles, was er geschrieben hat, jede Zeile, ist ihr ein Meisterwerk, besonders Egmont; dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts. Weil sie nun viele Eigenheiten hat, so beurtheilt man sie, wie Das ganz natürlich ist, ganz falsch. Sie hat hier im eigentlichen Verstand Niemand wie mich; alle Tage, die an Himmel kommen, ist sie bei mir und Das ist ihre beinahe einzige Freude. Da muß ich ihr nun erzählen, von meinem Sohn, alsdann Märchen; da behauptete sie dann, so erzähle kein Mensch, und so weiter. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke; läßt mir zum Heiligen Christ bescheren. Am Ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln mit zwei superben Blumen auf Hauben, wie ich sie trage, und eine prächtige porzellanene Chocoladetaffe, weiß und gold. Jetzt einen großen Sprung von Bettinen zu den gläsernen Obstflaschen. Die kommen auf Anrathen von Herrn Nikolaus Schmidt unfrankirt; bezahlte ich die Fracht, welches sonst bei mir immer gewöhnlich ist, so möchte es gehen, wie es einmal mit dem Kistchen gegangen ist, daß ein hal-

beß Jahr in der Irre herumfuhr, weil es bezahlt war und der Fuhrmann deshalb auf den Frachtbrief nicht achtete und ihn verlor. Gott befohlen! Grüßen Sie Mann und Sohn von Ihrer treuen Mutter Goethe.“ Am neunzehnten Mai 1807 (Bonaparte ist, um den Gossudar Alexander mit Kränzen an sich zu fetten, auf dem Weg nach Tilsit, am Goldenen Horn stehen die Janitscharen wider Selim auf und Preußen ringt, blutend, aus wunder, geschändeter Brust nach Althem) schreibt Katharina Elisabetha Goethe, die Frau Kath, Frau Uja, an die Schwiegertochter Christiane, ihres Wolfgangß „Bettschag“, diesen Brief (der einen Lebenslustbereich ahnen läßt, ein deutsches Patriziat, das in zwei Haubenblumen und einer Porzellantasse köstliche Geschenke sah, und der drum ausführlich citirt werden durfte). „Die kleine Brentano“ ist Elisabeth, die Schwester des innerlich reichen Splitterdichters Klemens Brentano, die dann des Jungromantikers Achim von Arnim Frau wurde und der Literaturgeschichte, wie einst Freunden und Feinden, Bettina heißt. Der waren „gegen den Egmont alle Trauerspiele, die je geschrieben worden, nichts, gar nichts.“ Und die Sibylle der Romantik, die damals Zweiundzwanzigjährige die bis in den Lebensherbst so gern das Kind spielte, war mit dem Ueberschwang solchen Urtheils nicht ganz vereinsamt. Jean Jacques Ampère, des Naturforschers Sohn, hat gesagt (und Goethe, der nur im nobelsten Sinn eitel war, hat die Worte übersetzt): „Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unseres Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz, es ist nicht mehr die antike Tragoedie wie Iphigenie, es ist die wahrhaft neuere Tragoedie: ein Gemälde der Lebensszenen, das mit der Wahrheit der ersten das Einfach-Grandiose der zweiten Gattung verbindet. In diesem Werk, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talentes, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat.“ Schiller und Karl August, die meisten Freunde und Biographen haben anders geurtheilt. „Der Dichter bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlage zu geben. Der Schluß bringt einen Sprung in die Opernwelt, mit dem der Verfasser muthwillig die sinnliche Wahrheit zerstört.“ (Schiller. Der, nach Goethes Zeugniß, „keinen

Neid kannte und der letzte Edelmann, sans tache et sans reproche, unter den deutschen Schriftstellern war“, doch des Herzens Schrein damals noch nicht völlig von dem Mißmuth gesäubert hatte, der ihn vor Körner einst aufstöhnen ließ: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege und erinnert mich immerwieder, daß mich das Schicksal hart behandelt hat; wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!“ „Der Zusammenstoß elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entsteht, fehlt hier; und der Stoff ist nicht in die dramatische Form verarbeitet worden. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, nicht ein Drama.“ (Lewes.) „Weil Goethe den eigentlich hochtragischen Kernpunkt des Stoffes nicht behandeln konnte oder, wegen des ‚Aufreibenden‘, das die dramatische Arbeit hat, nicht behandeln wollte, darum hielt er sich an das Episodische, machte aus der großen Uktion ein Genrebild, reizend und voll höchster Poesie, aber es liegt neben der Sache, nicht in ihr. Hierin liegt aber eben so viel Selbsterkenntniß wie, objektiv genommen, Unzulänglichkeit.“ (Auerbach.) „Egmonts Thatenlosigkeit im entscheidenden Wendepunkt der Handlung zeigt schlagend, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe dem Stück zu Grunde legte.“ (Bielschowsky.) „Egmont fällt nicht als das Opfer einer großen Leidenschaft oder einer Verstrickung durch das Sittengesetz, sondern lediglich als das Opfer seines bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Kollision nicht verdient.“ (Bulthaupt.) „Statt zu handeln, hält Egmont einen großen Monolog mit Anklängen an Shakespeares, an Goethes Tagebücher und Briefe aus der ersten weimarer Zeit.“ (Baumgartner.) Daß ein Gefangener nicht handelt, ein von Kerkermauern Umschlossener „thatenlos“ ist, verdient sicher den härtesten Tadel. Das hoher Wunder volle Werk ist fast verschollen; ist auf deutschen Brettern, wie Professor Erich Schmidt sagt, „ein seltener Gast.“ Und als es in Berlin neulich, nach einer beinahe schon ins Lächerliche verkehrten Rollenbesetzung, in einem der neuen, unnöthigen Schauspielhäuser aufgeführt worden war, konnte man lesen, viel sei, „trotz dem Rang des großen Dichters“, davon nicht zu halten.

(Müßten wir uns nicht schämen? Schon der Thatsache, daß vor dem Haufen, der sich „gebildet“ dünkt, so unverständiger Schwatz möglich, in Deutschland noch immer, wie in Schellings,

Rogebeuß und Caprivis Zeit, jede Entschleierung der Großthuer und Schaumschläger verpönt, jede Befudelung der Gipfel gern gesehen ist? Mehr noch der Schande, daß dieses Gedicht, ein den Bettinen und den Ampères früh einleuchtendes, nie den Weg in Leben und Wirkung fand? Da Shakespeares Staatenwelt selbst dem Briten heute fast mythenfern ist, Ibsens Haakon und Julian im Nachreich wacher Seelen regiren, darf Deutschland sagen, daß keinem anderen Volk ein Drama ward, in dem so adelige Gefühlskraft sich so starker Staatsweisheit gegattet hat. Neben der Fülle seines wogenden Lebens, seiner frohen und muthigen Sinnlichkeit scheinen die Eid und Volheucte, Berenice und Britannicus nicht nur germanischem Auge steif und starr. Zärtlich aber hegt sie der Schoß der Nation, der sie gebar. Jeder kennt sie, hütet sie als ein Kronjuwel der Volkheit und in jedem Jahr werden sie, an Festtagen, dem Blick gezeigt. Unsere Nationalfeierstage werden durch die Aufführung kindischer Puzstücke und lärmender Albernheit „verherrlicht“. In welchen Sumpf, während des „Aufschwunges der Wirthschaft“ und der nicht minder laut ausposaunten „Evolution der Literatur“, deutscher Geist gesunken ist, wird durch den Zulauf bewiesen, den ein Machwerk vom Kaliber des „Großen Königs“ in der Kunsthauptstadt Germaniens findet. Dieser Quark, den eine hungrige Katze beschnüffeln, nicht schlingen würde, ist in einem Jammerjahr den lieben Berlinern wohl öfter vorgesetzt, von den Intelligenzpächtern öfter heruntergelöffelt worden als die Staatsaktion vom Grafen Egmont, seit Bellomose 1791 den Weimarem illuminirt hat. Und doch ist hier Goethe im Bund mit Beethoven, dessen Musik 1814 von der Uimbühne erklang, also auch schon hundert Jahre alt ist. Müssen wir uns nicht schämen?)

Als von Loewen aus, wo die Studenten sich gegen die Minderung ihrer Privilegien bäumten, der Brand brabantischen Unmuthes nach Brüssel hinüberfladerte, schrieb Goethe aus Rom: „Ich bin fleißig; mein Egmont (dessen Anfänge ins Jahr 1775 zurückreichen) rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie jetzt eben in Brüssel die Szene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Basquill halten. Ich hoffe, er soll Euch Freude machen. Sobald er abgeschrieben ist, schicke ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mir's sein, von Euch zu hören, daß Ihr dieser Produktion einigen Beifall gebt! Ich fühle mich

recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen.“ Am ersten September 1787: „Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden. Ich schicke ihn über Zürich, denn ich wünsche, daß Kayser (Phillipp Christoph, Wielands züricher Opernkomponist, dem Goethe Studienreisen ermöglichte) Zwischenakte dazu, und was sonst noch von Musik nöthig ist, komponiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude daran.“ Im November an Frau von Stein: „Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und, daß sich Das nicht auf einmal herauslesen läßt. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüthes nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was Das sagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Was Tu von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz. Ich sehe wohl, daß Dir eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe, da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze, da ich sie als Heldin auftreten lasse, da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird, so weiß ich nicht, wo ich die Zwischenuance hinsetzen soll, ob ich gleich verstehe, daß aus Nothdurst des dramatischen Pappens und Lattenwerkes die Schattirungen vielleicht zu abgesetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind . . . Kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüthes und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses.“ Später: „Um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, sing der Römische Kaiser mit den Brabantern Händel an.“ Als Antwort auf seines Herzogs Kritik: „Es war ein schweres Unternehmen; ich hätte nie geglaubt, es zu vollenden; nun steht das Stück da, mehr, wie es sein konnte, als, wie es sein sollte.“ Nicht so demüthig klingt des Greises Urtheil über das Kind seiner Mannesjahre. Vor Cfermanns Ohr spricht er: „Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit. Als ich später in Rom war, las ich in

den Zeitungen, daß die geschilderten revolutionären Szenen in den Niederlanden sich buchstäblich wiederholten. Ich sah daraus, daß die Welt immer die selbige bleibt und daß meine Darstellung einiges Leben haben müsse. . . Durch meinen Goetz und Egmont habe ich mir Shakespeare vom Halse geschafft; er ist gar zu reich und gewaltig.“ Als der Famulus gesagt hat, das Drama sei tiefer als irgendein anderes deutsches von dem Langan nach Volksfreiheit erfüllt: „Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Licht zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der (unter uns) weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Anderen vor mir nicht besser gegangen ist. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider.“ Ueber Schillers Bearbeitung (die 1796, bei Jfflands weimarer Gastspiel, auf die Bühne kam, Margarete von Parma und Egmonts Traumvision strich, Sätze und ganze Szenen einschnitt, die fünf in drei Akte zusammenzog und, trotz ihren plumpen Mißgriffen, noch unter L'Arronge im berliner Deutschen Theater spukte): „Durch den Glanz, den die Neigung der Regentin auf ihn wirft, gewinnt Egmont an Bedeutung; und auch Klärchen scheint gehoben, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmonts ganze Liebe allein besitzt. Das sind sehr delikate Wirkungen, die man ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewalttames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war. Ich hatte damals so wenig Interesse für den Egmont wie für das ganze Theater und ließ ihn gewähren. Jetzt ist es wenigstens ein Trost für mich, daß das Stück gedruckt dasteht und daß es Bühnengiebt, die verständig genug sind, es treu und ohne Verkürzung so aufzuführen, wie ich es geschrieben habe.“ (Welche? Nur in Karlsruhe war der Regentin und ihrem Macchiavell, vier Jahre zuvor, 1825, die Bühnensporte geöffnet worden; in Weimar selbst durfte das Paar erst 1838,

also lange nach Goethes Tod, auf die Bretter, auf denen auch dann noch Schillers Verstümmelung in Wort und Szene nachwirkte).

Daß Brackenburg und Jetter, der Zimmermann und der Seifenfieder den Galeriedemokraten weniger gefielen als Schillers Verriua und Miller, Koller und Stauffacher, ist uns heute nicht so „merkwürdig“ wie des Dichters Glaube, er habe sich treu an die Geschichte gehalten. Die kündet ganz Anderes als sein Gedicht. Lamoral Graf Egmont, Fürst von Gaure, der Mann Johannens, einer Pfalzgräfin Tochter aus Speyer, die ihm in die heiterste Ehe viele Kinder gebar, war sechsundvierzig Jahre alt, als ihm auf dem brüsseler Markt, nach dem Urtheil des von Alba eingesetzten „Rathes der Unruhen“ (den das Volk den Blutrath taufte), der Kopf abgeschlagen wurde. Katholik; Schirmvogt einer Benediktinerabtei bei Alkmaar; als Soldat, unter Karl dem Fünften, in Deutschland, Frankreich, Algerien bewährt und im franko-spanischen Krieg Mitführer, Mitsieger bei Saint-Quentin und Gravelingen. In Philipps Gunst, wie in des Vaters; Statthalter von Flandern und Artois. Duldsam, doch im Römersinn fromm. Nach dem Bildersturm hat er in seiner Provinz gegen die Protestanten so blind wie in Brabant der Toledaner gewüthet. Er wollte Adels-herrschaft, Oligarchie, nicht spanisch straffen Centralismus, und wurde dadurch, trotzdem er, wie alle *Queux*, von sich sagen durfte, er sei „en tout fidèle au roi“, dem Hofe verdächtig. Philipp hatte sich in den Wahn gewöhnt, er könne, er müsse jeden der Regierung und der Heiligen Inquisition Widersprechenden „zerschmettern“. Als eine schwankende Gestalt steht dieser Egmont vor unserem Blick. Auch von ihm dürfte, von dem furchtlos kühnen Krieger, ein goethischer Carlos sprechen: „Es ist nichts erbärmlicher in der Welt als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen.“ Abkunft und Herrnstolz stimmen ihn früh gegen die Aufrührer; ob an dem Feuer, das ihre freche Hand entzündet hat, aber nicht eine dem Adelsgaumen schmachhafte Speise garzukochen wäre? Margarete schickt ihn nach Ypern; statt mit schnellem und starkem Arm dort die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, zeigt er sich zunächst nur, wie eine lebende Hoffnung, den Kirchenbildschändern und Klosterstürmern und scheint, auch in Aude-

narde, ihre Zerstörungswuth zu nähren. Spät erst rafft er sich zu festem Eingriff auf; zu spät. Vergebens steht dann, im Ornat auf den Knien, der milde Bischof von Ypern um Albas Barmherzigkeit: er selbst muß dem Gefangenen die Vollstreckung des Todesurtheils ankünden und den unter der Wucht dieser Boiskraft fast Brechenden mit dem Bilde des Kruzifixus stützen. Als ein gläubiger, nirgends vom Dogma abtrünniger Katholik ist Egmont gestorben. Holzwarth, ein katholischer Geschichtschreiber der Niederlande, hat über ihn gesagt: „In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzündet“. (Als er 1565, im Auftrag des unzufriedenen Adels, nach Madrid gegangen war.) „In der Heimath vermochte er dann nicht, die Maschen der von seinen Freunden verwickelten Kabale zu entwirren, und das rosenfarbige Licht, in dem er seinen Souverain geschaut hatte, verdüsterte sich. Im Zorn strafte er streng, im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie festzuhalten, gewährte er freigiebig Nachsicht und Veröhnung und machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte doch das Sektenwesen begünstigt; er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch zum Aufruhr gegen ihn mitgeholfen. Bis in die letzte Stunde der Entscheidung hinein, bis Oranien die offene Aufforderung zur Rebellion stellte, hatte dieser Mann ihn ganz im Aetz gehabt, am Gängelband geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Mißtrauen erfüllen: als ob es der König mit ihm und dem Lande nicht redlich meine. Immer unsicher auf den Wogen der Popularität sich wiegend, immer schwankend zwischen der Vasallentreue und der Revolution, verfällt er endlich dem Verhängniß seines Charakters.“

Die selbe Farbe hatte Goethes erste Quelle: des römischen Jesuiten Famiano Strada Werk „De bello belgico“, das (da es deutsch nicht erschienen ist, vielleicht in der von dem Ordensbruder Du Ruer besorgten französischen Ausgabe) juist in der Zeit auf den Dichter wirkte, da er auf Elisabeth (Lili) Schönemann verzichtet hatte und auswunderseele nach rascher Ausfüllung der „fürchterlichen Lücke“ trachtete. Der von Strada überlieferten Geschichte war er nicht treu; und ein dritter Jesuit, der fluge, in seiner Gebundenheit bewundernswerthe Alexander Baumgartner, konnte von ihm sagen: „Aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken

hat er einen Märtyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegsführer und Parteihaupt einen verliebten Offizier, dem es mehr um Eroberungen auf dem Felde der Liebe als um kriegerische Heldenthaten zu thun ist.“ Konnte ihm, als des Nachstrebens würdiges Muster, den Wiedertäufersprossen und Strumpfhändler Joost van den Vondel zeigen, der in seinem Drama „Luzifer“ („dem höchsten Meisterwerk der niederländischen Dramatik, einem der großen Marksteine der Weltliteratur“) Edleres gewollt und vermocht, den Abfall der Niederlande als ein Unternehmen höllischer Kunst durchschaut und die innere Pragmatik der Glaubenskampfzeit wahrhaftig und großartig gezeichnet habe. Vondel und Goethe; lächelnd blicken wir aus Märchens Stube auf den abgewetzten, von Moos überwachsenen Markstein der Weltliteratur. Und begreifen doch nicht, wie unser Dichter in den Glauben kam, er sei der Historie treu geblieben. Von der Ueänderung des egmontischen Familienstandes hat er sich beinahe schlauentschuldigt; und dabei leise angedeutet, wie er's mit der Treue meine. Als von Manzoni's, seines Lieblings und Verehrers, pariser Gesellschafterfolgen die Rede war, sprach Goethe: „Ihm fehlt nichts, als daß er selbst nicht weiß, welch ein guter Poet er ist und welche Rechte ihm als solchem zustehen. Er hat gar zu viel Respekt vor der Geschichte und fügt aus diesem Grunde seinen Stücken immer gern einige Auseinandersetzungen hinzu, in denen er nachweist, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben sei. Nun mögen seine Fakta historisch sein; aber seine Charaktere sind es eben so wenig wie mein Thoas und meine Iphigenie. Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, dann hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will, und danach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Duzend Kinder, so wäre sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen Absichten in Harmonie stände. Wozu wären denn die Poeten, wenn sie nur das vom Historiker Ueberlieferte wiederholen wollten? Der Dichter muß weitergehen; uns etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles, auch Shakespeares haben, alle, Etwas von der hohen Seele des großen Dichters. Und so

ist's Recht; und so soll man es machen. Shakespeare geht noch weiter: er macht seine Römer zu Engländern; und zwar wieder mit Recht: denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden." Eine späte Antwort auf Schillers Kritik, die den liebenden Gemahl, den rührenden Vater vermiste? Vielleicht; ein Nachwort zu der freundlich spottenden Epikritik: „Den sittlichen Theil des Stückes hat der Rezensent gar gut zergliedert; er mag aber, was den poetischen Theil betrifft, Anderen noch Etwas zurückgelassen haben.“ In dem kurzen Fragment „Aus meinem Leben“ sagt Goethe: „Ich wußte jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln. Alles Poetische und Rhetorische schien mir angenehm und erfreulich. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinn.“ Der Dichter dünkt ihn Herr auch über die Historie, hoch über ihrem dünnen Reich, in souveränem Recht zu jeder Umbiegung, jeder Gestaltwandlung, die er für die Wirksamkeit seines Gedichtes braucht; und rühmlich treu noch, wenn er nicht (wie der Schnellschneider des „Clavigo“) alle Nähte der überlieferten Menschheitkleider austrennt. Ob Poetengewalt die Geschichte würgt, ob Elisabeth von England zum Budenscheusal und Maria Stuart zur holden Märtyrerin, Beaumarchais zum seelisch reinen Helden und Machiavelli zu einem als Maskenballspanier aus der Wilhelmstraße kommenden Preshreferenten wird: Solches bekümmert ihn nicht. Er fühlt sich als einen Weltenschöpfer. Auf seinen Ruf wird Licht. Und in gelassenem Troß spricht, wie sein Prometheus zum Himmelsbeherrscher, er zu Kleio: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und Dein nicht zu achten, wie ich!“ Nur der Bildner weiß, welchen Geistes Kind der Held sein muß, den er in der Absicht auf ein bestimmtes Ziel braucht; nur er kann des Helden Handeln mit dieser Absicht „in Harmonie“ bringen. Und ist's ihm, selbst um den Preis shakespearischer Volkheitwandlung, gelungen, dann wird er gewiß, dann erst, von seiner Nation verstanden.

Warum gelang es, bis heute, dem Egmontdichter nicht? Weil, wie er 1787 in der Villa Borghese las, die Freunde in der Heimath einige Szenen zu lang fanden? Weil deren „Ausstellungen über Dieses und Jenes“ fest und richtig begründet waren? Weil das Drama „romanhaft“ (Gruppe), „locker gebaut“ (Schmidt),

der Schluß „opernhast und ein Zeugniß vom schlechten Gewissen des erweichten Tragikers“ (Meyer) ist? Nein. Das drama romanesque hielt sich stets in der Massengunst; und wir sind an viel lockeren Bau, an ungleich gröbere Melodramatik gewöhnt. Die dicksten Anstoßsteine hatte Schillers Theaterpranke ja weggewälzt. Die „langweilige“ Regentin war ausgemerzt; Richard, der Sekretär, plähte in Klarens Kammer und brachte seinem Grafen die Ladung zu Alba; knapper und straffer sah Alles sich an; und die göttliche Freiheit borgte, im Traum des zum Tod Verurtheilten, nicht mehr von der Geliebten die Gestalt. Das half nicht. Schiller hat als Bearbeiter, von Macbeth bis herab zu Turandot, stets dem Werk nur geschadet. Und wenn Goethe ihm noch williger gehorcht, Egmonts Fluchtweigerung auf die Sorge um das gefährdete Familienvermögen gestützt, den „in Rache und Schadenfreude unersättlichen“ Alba, als Henker ver mummt und verlarvt, zur Urtheilsverkündung in den Kerker gelassen hätte, wärs nur noch schlimmer geworden. Das Gedicht wird, scheint mir, von der Nation nicht verstanden, weil sein Hintergrund zu dunkel, weiß nicht, wie jedes auf der Bühne lebensfähige Drama müßte, in sich, durch sich selbst verständlich ist. Karl und Philipp, Margarete und Oranien: was sind sie dem gestern vor den Guckasten Gepflanzten? Schemen. Er weiß nichts von ihnen; weder, welche Rastenmacht hinter dem wortfargen Oranier stehe, noch, weshalb man gerade Karls Sohn keiner Niedrigkeit zeihen dürfe; nicht das Winzigste von Gravelingen und Saint-Quentin, von den Schellenkappen und Pfeilbündeln auf den Armen der Adelsdiener, von den Bettelsackbildern auf Hut und Gurt der Gueusen. In ihm wird, fast in jeder Szene, die nicht nur von Liebe singt, ein Wissen vorausgesetzt, das er nicht hat. Zuerst fühlt er dieses Zutrauen wie linde Schmeichelwärme; schämt sich auch, zu gestehen, daß ers nicht verdiene; doch er kann nicht mit, kommt kaum je in Hitze und gähnt bald: „Eins seiner schwächeren Stücke; bekanntlich.“ Nicht so zu eigener wie zu des immerhin bedeutenden Dichters Entschuldung. Er faßt nicht, wofür und wogegen vorn geredet, gekämpft wird; wie ein Wachter von diesen Seifenstiedern und Pfennigkrämern Widerstandskraft erwarten kann; vor welchem Bürgerkrieg Egmont warnt und Oranien nicht bebt; welche Güter Klarens Liebster mit dem süßen Leben, mit der schönen, freundlichen Gewohnheit des

Daseins und Wirkens bezahlt. Im Spielhaus wird ihm nichts davon gesagt. Wird sorgsam nur, beim Armbrustschießen, im Palast und in der Schwarmrede des langenden, bangenden Mädchens, die Wesensart des Helden entwickelt. Da tritt eine Dame auf, die andeutet, sie sei die Schwester Philipps des Zweiten („Das ist Bassermann in Don Carlos!“), Allerlei über eine neue, dem Hörer noch mehr als der Spanierin „fremde“ Lehre spricht und eher für als von Egmont Urgeß zu fürchten scheint. Ihr Vater hat abgedankt; wie hieß er doch gleich? Sie willß auch; weil Alba doch stärker ist als Freneda und Las Vargas. Wer, wie, was sind denn Die? Und warum trägt der Schreiber der guten Prinzessin den Namen des (im Ochsenreich verrufensten) Florentiners? Da kommt, für zwölf Minuten, ein Mann, der über Karls Kinder, über Königswillkür und Volksführerpflcht höchst Vernünftiges sagt, seinen Freund Egmont (vor welcher Gefahr, zum Henker?) in Sicherheit bringen will, mit der schluchzenden, thranenden Stimme aber kein Gehör findet und, für immer, von ihm und uns scheidet. Weiser oder Grillenfänger? Oranien: wenn sich nur bei dem Namen etwas Nütliches denken ließe! Auf Schritt und Tritt gehts so; vorn und hinten durch Nebel. Daß Schiller, der nicht erst in Wallensteins Lager und im Polenreichstag der Kunst, einer Menge selbst wirre Zusammenhänge flint aufzuklären, Großmeister wurde, diesen Mangel gar nicht gespürt hat, ist viel merkwürdiger als sein Stammsitz im Ersten Rang der Volksgunst. Nach ihm haben Theaterkundige in Goethes Niederland kaum je noch ernstlich gebircht. In der Villa Borghese tröstete der Leser kritteln der Briefe sich mit „der alten Bemerkung, daß der unpolitische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat.“ Auch in diesem garnicht problematischen, menschlich ganz hellen Drama? Das Trostbedürniß eines Geärgerten, der zu neuem Wert Fröhlichkeit brauchte, wies in diesen kurzen Schlupfweg, hinter dem er sich sonnen konnte. Nicht einmal Scherer hat, der Getreueste, seinem Olympier nachgesprochen, zwischen Albas Residenz und Alarens Stübchen sei ein Problem gelöst, beschönigt, versteckt worden. Versteckt blieb der schwache Punkt des Gedichtes: daß es nicht selbst sich in allen Theilen erklärt und an einer Wissensvoraussetzung leidet, die der

Schaumenge Unleisbares zumuthet, ihr Interesse splittert, in Wirrnis entgleisen läßt und mählich lähmt. Mittel dagegen? Die Pariser schicken solchen Dramen eine conférence voraus, die das Nöthigste, in zierliche Worte verpackt, herumreicht. Wir haben ja eine Kritikerzunft. Deren Beruf ist nicht nur, mit Ja und Nein, Herrlich und Schändlich zu höckern, sondern, ihrer bunten Kundenschaft die Mittel zu erwerben, durch die man zu den Quellen steigt.

Ueberreichlich würde, wie gekrönten Verschwendern geleisteter Dienst, die leichte Mühe belohnt. Als Volkslied, als Symphonie vom frohen Leben und stolzen Sterben des liebenswürdigsten, moderner Menschheit nächsten Helden, der je ein Schaugerüst beschritt, und als politisches Drama glänzt, einer allschönen Helena auf Spartas Zinne gleich, dieses Gedicht von einsamer, doch eisfreier Höhe. Deutscher Boden gebars; unter römischer Sonne gedieh es in Reife. Wucht und Anmuth hat es, das Brustgewölb, durch das Mannesathem weht, und zarte Tanzfüße; die übermüthige Heiterkeit eines Lenzmorgens und den düsteren Ton unendlicher Trauer, die aus Gräften in weß raschelndes Laub sickert; es schwebt und schreitet, sichert und dröhnt wie von Erz; gesellt von Rubens, Vermeer, Jan Steen und Velazquez die Pracht der Gestalten; und Beethovens Genius tönt nachbarlich von ihm.

Das Volkslied. Nicht an Klarens Bubenfang und Mädchenklage denkt zuerst (obwohl selbst dem frohnatürlich Fabulirenden Kräftigeres, von Menschenblut Wärmeres nie gelungen ist). Auch nicht an die auf Markt und Gasse geschaarten Bürger. Die stammen von Shakespeares übel riechenden britischen Römern, römischen Briten; wurden, manchmal, sogar in deren Rüpelt rhythmus eingestimmt. Immerhin sind sie, sind auch die beiden Soldaten, Karls und Philipps, so wirksam und doch fein „schattirt“, wie die Nothdurft des Pappen- und Lattenwerkes erlaubte: der feige Schneider, Klugschwäher, Fortschrittsparteimann und Hahnrei; der sich aufgeklärt dünkelnde, auf verlustlose Kundenwahrung bedachte Krämer; der hitzig fromme, für die Sache des rechten Glaubens schlaglustige Seifensieder; der hochnäsigt auf „Vad“ schielende Zimmer- und Zunftmeister. Thorheit hat rüffelnd gesagt, der verliebte Graf müsse wohl auch auf der Straße stochblind gewesen sein; sonst könne er von diesem Häuflein scheckiger Willenskrüppel nicht zu Alba sprechen: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind

Männer, werth, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich ein kleiner König; fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken. * Thorheit. Was am Rinnsteig steht, holt sich schnell Schmutzflede; was die Gährung wirkt, ist Hefe. Pöbel drängt tagein, tagaus auf die Klatschgasse; den Kern der Bürgerschaft löst nur schwere Noth aus dem Schalengehäus. Egmont übertreibt auch, mit Bewußtsein; da er nicht, wie ein Pazifizist oder anderer Narr, von friedsamem Gewinsel Heil hofft, da er Politiker, nicht Abonnen- angler ist, hütet er sich, dem Gegner den Sitz der Schwäche, die Stelle geringster Widerstandsfähigkeit zu enthüllen. Soll er, wie unsere humansten Handler und Wandler heute zu Franzosen und Briten, etwa zu Alba sprechen: Wir wollen Geld verdienen, nimmermehr für unser Lebensrecht kämpfen? Dumm war er nie; deshalb: „Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken.“ (Bismarck, auch mit bewußter Absicht auf eine Dämpfung fremden Machtwahnes: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.“ Auch nicht vom granitenen Ueberzeugungsföller herab; aus dem Böschungswinkel des Wunsches, daß es, wie einst die augustinische Mahnung „Non timeamus nisi Deum“, sich Gehör erhalte.) Das Volkslied klingt aus dem unsichtbaren Chor der Egmonts Kerker Umschleichenden, Umsorgenden in unser inneres Ohr. Aus Brackenburgs Zagheit und krummgiebeliger Seelenenge. Aus Klarens (nur, von dünnem Stif, angedeutetem) Verhältniß zur angstvoll eiteln, unter Kummerfalten bethulichen Mutter. Aus jedem Wort, jedem Schritt des starken Mädchens, das sich Wamms und Hofen ersehnt und unterm schwellenden Nieder doch, als Fürstenschächchen, das Herz einer fein fühlenden Jungfrau birgt. (Nur der Madame von Stein konnte sie einer Dirne ähnlich scheinen. Die mochte, wie alle Weiber ihres Schlages, in der Schöpfung des ihr wichtigsten Mannes nur Holdheit, zu der sie Modell gestanden haben konnte. Und witterte vielleicht auch eine fränkende Erinnerung an Lili, der noch Geibel, in einem Brief an Ferdinand Eckbrecht Grafen von Dürckheim-Montmartin, den Ehegefährten zweier Enkelinnen Lilis, „ungewöhnliche Charakterstärke und, bei weiblicher Anmuth und Lebenswürdigkeit, ein großes Maß von Opfermuth und Pflichttreue“ nachrühmen durfte.) Klare ist stark; nicht stark genug, den Liebsten aus der Toledanerstahlfaut zu befreien,

aber, ins Morgengrau ihm auf die letzte Reise voranzugehen. Sie ist (unglaublich däucht's und ist dennoch wahr) auf der Bühne oft zu der Klippe geworden, an der eine Wirkungsmöglichkeit zerschellte; fast immer. Sie ist nicht „ganz naiv“, vom Wirbel bis zur Zehe schlicht empfindendes Kleinbürgerkind; darf nicht als ein holländisch heiteres, holländisch stämmiges Gretchen gespielt werden: sonst hat ihr Sturmruß auf der Straße, ihre Vereitung zum Tode einen fremden, bretternen Ton und zwingt keinen Widerhall aus des Hörers Brust. „Sag' mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist Du Egmont? Der Graf Egmont? Der große Egmont, der soviel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?“ Das kommt aus anderer Gefühlzone als Gretchens: „Bin doch ein arm, unwissend Kind, begreife nicht, was er an mir findet.“ Klärchen begreift's; steht nicht beschämt vor ihrem Fürsten und sagt nicht zu allen Sachen Ja. Nie wäre Gretchen auf die Straße gegangen, um für ihren Heinrich die Bürgerwehr aus trägem Schlummer zu pochen. Nie hätte vor ihrem Heinrich (auch dem Grafen aus Geldern gab Goethes wunderliche Laune ja diesen Vornamen) Klären gegraut; und wäre er zehnmal als des Bösen Spießgesell erschienen. Wie ward möglich, zu verkennen, daß sie den Stoff und den Wirbel zur Heldin in sich hat? Zu überhören, daß jedes von Leidenschaft, aus ihrer Erlebensmitte, auf die Lippe getriebene Wort „pathetisch“ (so sagen wir) klingt, fast jedes irgendwo die Färbung von heroischer Großheit hat? Da Mutters doppelt befeuchteter Mund sie ein verworfenes Geschöpf heißt, kommt aus kaltem Stolz der Aufgerechten, wie aus Marmorriefern der blanke, rein im Sonnenlicht funkelnde Strahl, die Antwort, die Frage: „Egmonts Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen!“ Seltsam, daß, gestern noch, der in Goethes Welt seit Jahrzehnten heimische Professor Erich Schmidt schreiben konnte: „Schiller selbst zwingt sich zum Preis Klärchens, einer Gestalt, die seinem eigenen Schöpfervermögen ganz fern steht.“ Nicht so fern doch wie irgendeine andere goethische Frau, näher noch als Iphigenie, Höhens Schwester und die bleiche Leonore; schaffen konnte sie Schiller freilich nicht, brauchte sich zu ihrem Lob aber nicht zu zwingen. „Könnt Ihr denn leben? Werdet Ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit.

Könnst' ich an meinen Busen drückend Euch erwärmen und beleben! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern anführt, so soll mein Geist um Eure Häupter flammen und Liebe und Muth das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.* Ein naives Kleinbürgerkind? „O, bindet mich, damit ich nicht verzweifle, und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde!“ Das läßt an Schillers Neigung in grasse Gewaltthatigkeit denken. Und ist nicht, wie Noras abstrahirte Gesellschaftlehre einem Lerchengefieder, dem Schäferkittel einer dralllieblichen vlamischen Fürstenbuhle angeflücht. Das muß (und kann) seit Klarens erstem Auftritt, schon im Klang ihres „Leibstückes“, vorbereitet werden: sonst verhält's, wie Theatergewitter, zwischen Leinwände. Nicht „Egmonts weibliches Ebenbild“ (wie Bielschowsky meint) ist Klärchen, sondern seines Wesens Ergänzung (aus ihm polfernem Klima): mannhaften Sinnes in ihr so viel, wie in ihm tändelnde Weibheit. Ihr letzter Blick spaltet den Nebel, der das Mordgerüst einschleiern soll, und dieses Frühgrauens Ahnung scheucht sie ins Grab. Er sieht sie im Kleid der kühnsten Göttin; und wähnt sie doch geborgen, wenn er sie, sein „Kleinod“, einem edlen, begüterten Jüngling vermacht hat.

(Ist hier, wie Lessing zu sagen pflegte, dem Dichter etwas Menschliches begegnet? Man möchte an überlegte Psychologengeinheit glauben. Egmont ahnt nicht, was er in Klare besah; daß sie mit ihm zu leben aufhört und ihr Schatten von seinem untrennbar ist. Wie tief leichter Sinn das Liebste selbst unterschätzt, sollte, denkt der Aufmerkende, durch diesen fast frechen Wesenszug offenbar werden. Sollte? Als Goethe in Rom lag, „am Meisten tadelns- werth“ scheinend den weimarerer Freundinnen Klärchens Vererbung an Ferdinand, wußte er keine rechte Antwort, haßte nach Ausflucht, trug den Streitfall vors Schiedsgericht der Rauffmann, die, als von einem Lakaien in Bett- und Vermögensgemeinschaft Geprellte, ohne sicheren Weibsinstinkt, für so Heißes deshalb kaum just zuständig war, und überlebte die Gewissensbißstelle schließlich mit einem Pflästerchen. „Nur auf subordinirte Weise konnte Klärchens in dem Gespräch der beiden Männer gedacht werden.“ Das hat nicht die Klangfarbe bewußten Willens. Mußte von der Liebsten denn vor dem fremden Jüngling geredet werden, der aus

zager Geschlechtsunruhe einen Schleichweg in Männlichkeit sucht? Klare ist dem entweihten Gottesbild schon in den letzten Schlaf ausgewichen; und ihr Held, dessen Wesens sie sich einen Theil, einen kleinen nur, fühlte, empfiehlt sie als ein der Vergung würdiges, doch auch bedürftiges Kleinod, einem reichen Knaben, Albas halb flüggem Sohn. Hat nicht die Absicht auf einen Charakterisirungszweck, dessen Nutzen und Nachtheil dann noch bedachtsam zu wägen wären, dieß Vermächtniß eronnen, soll's nur die für Wonnetheorien „in Bild und Ton“ allzu harte Prüfsche des Sträflings polstern, so ist's von abscheulicher Plumpheit. In Egmont's Blut ein fremder Tropfen. Wirf ihn wieder heraus, guter Dramaturg!

Durch die Symphonie hüpfst, früh und spät, ein Scherzo. Und in ihrem Helden ist des Weibes mehr, als einem Feldhauptide zu vertrauen war; nicht mehr, als ihn günstig kleidet. Dieser Egmont (der, freilich, nicht *La morale* heißen dürfte) ist nicht nur in Liebchens Kammer neckisch, im gestickten Sammetrock des Vliesritters koket. Auch im Bürgergedräng („Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe“); vor seinem Schreiber („Versäume nicht, Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir“); in Albas Saal, unter schon pechschwarz dräuendem Himmel („Es ist nicht das schlimmste Pferd; ich hab' es schon eine Weile und denke, es wegzugeben“). Er möchte Jedem gefallen, ruht nicht, bis er wieder Einen, wär's auch nur ein Hämling, am Köder hat; und fühlt, wie eine vor Spiegeln geschulte Ballschöne, noch mit verhängtem oder abgewandtem Blick alle Augen auf sich gerichtet. Darf's fühlen und in Citellust courbetiren, ohne vergeckt oder weibisch zu scheinen. Denn er bleibt vom Schopf bis zur Sohle ein Ritter. Weil ers bleibt, darf er sich unbelächelt an dem Bewußtsein rösten, daß die Regentin, des Kaisers Tochter, ihn lieber als irgendeinen Anderen sieht; und vor der gläsernten Rachel, die ihn spiegelt, in den Duft seines Wesens noch Kunststefenz sprühen. Er hat gefochten, gestegt; ist des Volkes Hoffnung, der Hort des Adels; aus Sternfirnen glihert sein Ruhm, seines Namens Lichtquell hernieder; wenn das Gerücht sein Nahen aus Gent meldet, entrunzeln im Elendsheim sich die Stirnen, gaffen vier, fünf Köpfe aus jedem Fenster, nickt es und scharrt vor der morschesten Thür, wird er, der Größte, der Schönste, wie ein blinkendes Palladion, ein Schuß verbürgendes Reichspanier, der blaß glühenden Stadtwinkelbrut gezeigt. Da Gefahr ihn im Dämmer beschleicht, bebt die Prinzessin,

schlottert die Menge, weint Oraniens wie in Eisreif gefaßtes Auge um ihn. Alle Jugend hängt ihm an: Bupst, Richard, Ferdinand, Märchen; der Gemeine aus seiner Schwadron und der Sohn des Todfeindes, des Henkers. Furchtlos ist er (bis, darin des Homburgers Vorbild, dicht an den Rand des offenen Grabes) und dennoch klug wie das listigste Schlanglein; dem Schmalsten höflich und vor dem gefälligen Spiegel seines Gewissens doch dem in Goldprunk Thronenden nicht unterthan; kühn bis zum Frevel und, geht's nicht anders, der artigste, behendeste Schmeichler. Soldat und Staatsmann; Patriot und Meister aller Lebensschleckerkünste. „Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens werth?“ „Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das mutige Leben nur doppeltrach zu fühlen.“ Beides sprudelt von der selben Lippe, ist Schaum der selben Empfindenswelle. Sein Wort trifft wie seine Büchse; „nicht etwa, wenn er Glück oder gute Laune hat, nein: wie er anlegt, immer rein Schwarz geschossen.“ Calderons und Shakespeares größte Herren haben nicht adeligere Allure. Und er überglänzt, überfunkelt sie, Alle, mit dem Adamasleuchten eingeborener, nicht erst angeschliffener Liebenswürdigkeit. Die Würbe aus jedem Gewand ihm die Herzen, so lange die Menschheit sich, in Troas und Flandern, des kraftvoll Schönen noch freut. Die Wände dem Scharfrichter, wenn ihr zu Wirkung Frist bliebe, das Schwert aus schwieliger Hand. Der Liebenswürdigste, der Stärkste: Achilleus in Sammet und Seide. Weislingen und Alfons, gar Leicester und Dunois sind fahl neben ihm. Seit Heinrich, Englands fünfter, der Sieger bei Azincourt, sein französisches Råthchen freite, kam in solcher Anmuthsfülle kein germanischer Held.

Aus dem Kellerhals des politischen Dramas schießt und schimpft, raisonnirt und rülps't Vansen. Enkel des ehrenwerthen Jack Cade, Ahn des Rechtskonsulenten Hippus; und, nicht zu vergessen, Schüler der Rederiffers, deren Zungengeficht und Moralitätentrödel die Niederlande sacht schon von Philipps Krone gelöst hatte, als die Gueug und die Bilderstürmer die heimlich geweiteten Klammern mit Zangen aufbrachen. Die Pamphlete und Locklieder des Troffes, dessen harmlose Vorfahren die Bürger mit geistlichem Schauspiel ergözt hatten, wurden, recta aus der Pfütze geangelt,

einem Pfiffikus von Vansens Schrot ein richtiges Fressen. Wollt Ihr aus der Spelunke in die Herrschaftsräume? Dann blöhet zuvor das Haupt. Hier wohnt der Genius. Margarete (die geistig beweglichste, des Gehörs in jedem Saal sicherste Spielerin, deren anerkannte Majestät das Mattgold nahenden Jungfrauenherbstes umschimmert, für diesen Hauptposten des Aufklärungsdienstes!) und ihr Macchiavell. („Der König meint aber, hörst Du.“ „Du siehst zu weit. Du solltest Geschichtschreiber sein: wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.“) Egmont mit Richard, mit Oranien, mit Alba (der in der schreckenden Rüstung spinnenfein, nicht schwer, nicht nur düster wie schwarzer Stahl, sein, nicht eine Ammenmärtscheuche, sondern ein in unverfälschbare Ueberzeugung verankertes Genie blinder Machthäufung scheinen muß. Hier, Herr Albert Bassermann, liegen Ihre Reiche, nicht in Egmonts Wesensrevier; die edelste Stimme nur, aus eines Fürsten musisch gebildeter Kehle, darf sich Beethovens Sang vermählen, darf zu uns sprechen: „Süßer Schlaf! Du kommst, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am Willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien; und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, verfinken wir und hören auf, zu sein“). Wo speichern, was auf diesen Feldern wuchs? Das hat kein Drama auf uns bekannter Erde. Sonst krümmt sich die Lippe zu Hohn, wenn auf der Bühne von Staatswesen, unserem Tastsinn noch greifbarem, gesprochen wird. Posa und Burleigh, Terzys und Questenberg selbst: welcher Mündige behorcht noch ihrer Rede Körper, bewundert nicht nur deren Kleid? Hebbel dehnt die Tischlerwerkstatt selbst ins Mythemaß; und Grillparzer bebrütet sein einziges Glücksei, aus dessen Schale morgen, glaubet, des Innern stiller Friede himmelan kriechen wird. Bürgergeneral. Egmont, Oranien, Alba: ein Thürspalt ist aufgethan und der Lauscher hört im Staatsgeschäft reif Gewordene der Volkheit, jeder, große Gegenstände besprechen.

Dieses Gedicht ist auf unseren Schaubühnen „ein seltener Gast“. Ist keine Rettung? Nirgend auch nur wehrhafter Wille? Dann wirds Zeit, vom „Großen König“ zu Alba zu gehen. „Freiheit? Weit besser ist's, sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur: ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“

Das Problem der Sonnenrotation.

Die Astronomie spricht der Sonne zwar eine Achsenrotation zu, betont aber ausdrücklich, daß heute „von einer bestimmten Rotationszeit überhaupt nicht gesprochen werden kann“. (Trabert: Lehrbuch der kosmischen Physik.) Doch nimmt man, von der Umlaufbewegung der Flecken ausgehend, eine Achsenrotation von fünf- und zwanzig bis dreißig Tagen an. Die Angelegenheit einer Rotation der Sonne ist also zur Zeit noch sehr problematisch; obgleich das eben mitgetheilte Ergebnis auf sorgfältigen spektroskopischen und sonstigen Untersuchungen beruht; die, wie ich zu betonen nicht unterlassen darf, sich immerhin doch nur auf Strömungen der Sonnenoberfläche beziehen. Nun aber hat das Problem der Sonnenrotation neuerdings, recht unerwartet, eine höchst interessante Wendung genommen. Der namhafte Sonnensforscher E. Stephani in Kassel hat in der Fachzeitschrift „Astronomische Nachrichten“ (Nr. 4523 von 1911) berichtet, daß nach Maßgabe von 2200 photographischen Aufnahmen der Sonne, die er von 1905 bis 1911 auf der kasseler Sonnensternwarte herstellte, die Sonnenfleck fast ausnahmslos auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen und um den Ostrand herumkommen. Nur nicht ganz zehn Prozent der Flecke entstanden in diesen fünf Jahren auf der uns zugewandten Seite; und da handelt es sich auch nur um schwache, gleichwieker sich aussehende Flecke, die eigentlich keine rechten Flecke, sondern nur Erweiterungen von „Poren“ (den Vertiefungen zwischen der „Granulation“) waren oder kleine Flecke, die in der Nähe eines großen Fleckes oder einer Fleckengruppe entstehen, vermuthlich in Folge der Unruhe, in der sich die Oberflächenmaterie in der Nähe solcher großen strudelnden Gebilde befindet.

Uebrigens hatte bereits 1908 die Astronomin Mrs. Maunder in gleicher Weise unbranstandbar festgestellt, daß die Flecke auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen. Mit dieser (wie ein angesehener Fachmann in einer Korrespondenz, die ich mit ihm hatte, ausdrücklich betonte, „über jeden Zweifel“ sicheren) Thatsache hat sich die Astronomie abzufinden.

Die Annahme eines verschiebenden Einflusses der Erde auf den Entstehungsort der Flecke in der Weise, daß die Umlaufintensität der Erde das Jahr über den Entstehungsort um die Sonne herum vor sich herschöbe, wir ihn also nie zu sehen bekommen, mußte man, als unmöglich, fallen lassen. In gleicher Weise unhaltbar erwies sich inzwischen eine andere Theorie, nach der die Erde einen Meteoroidenschwarm, durch dessen Meteoroneinsturz die

Flecke entstehen sollten, das Jahr ihres Umlaufes über rings um die Sonne herum ablenken sollte. So blieb nur noch eine Erklärungsmöglichkeit übrig: die Annahme, daß die Sonne eine einjährige Rotationperiode habe. Das hat auch Professor Schwarzschild vom Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam in einem Brief an mich als möglich angenommen. Offenbar ist damit das Problem der Sonnenrotation in ein kritisches Stadium eingetreten.

Auffallen muß, daß man die bisherige Annahme einer etwa dreißigtägigen Rotationperiode ohne Weiteres gegen die einer einjährigen ausgab. Nichts erhellt deutlicher, wie unsicher es war, von einer Erscheinung aus, die schließlich doch nichts Anderes ist als eine Strömung der sehr beweglichen Sonnenoberfläche, auf eine Achsenrotation zu schließen. Jetzt aber macht die einjährige Rotationperiode, zu deren Annahme die Tatsache, daß die Sonnenflecke immer nur auf der uns abgewandten Seite der Sonne entstehen, unbedingt zu zwingen scheint, diese dreißigtägige Periode und die Strömung, auf der sie beruht, als das Anzeichen einer Achsenrotation der Sonne von dieser Dauer unmöglich. Wie aber ist die fünfundzwanzig- bis dreißigtägige Oberflächenströmung mit der einjährigen Rotation zu vereinen?

Die Antwort kann nur lauten: Sie ist nicht mit ihr zu vereinen. Offenbar gehen die Flecke doch auf dem selben Niveau der Oberfläche um die Sonne herum, auf dem sie entstehen. Dieses Niveau hat nun aber (so kann ja der Umstand, daß die Flecke nur auf der abgewandten Sonnenseite entstehen, allein noch erklärt werden) eine Rotation von einjähriger Periode. Zugleich aber gehen die Flecke in fünfundzwanzig und dreißig Tagen auf gleichem Niveau der Oberfläche einmal um die Sonne herum. Das ist ein unaufschiebbarer Widerspruch. Unbedingt müßte ja die Bewegung der Strömung, da sie gleiches Niveau mit der einjährigen Rotation hat, ihr völlig angepaßt sein. Mindestens müßte sie also gleichfalls einen Umlauf von einem Jahr haben. In Wahrheit verhält es sich aber so, daß sie sich ungleich langsamer bewegen müßte als die eigentliche Rotation. Die Dauer der irdischen Meeresströmungen, die der Sonnenoberflächenströmung in Parallele zu stellen sind, giebt uns darüber vollkommenen Aufschluß. Die Äquatorströmung bewegt sich als solche in einem Tag nur um zwanzig bis dreißig Kilometer vorwärts. Man ermesse danach, wie ungeheuer langsam die Oberflächenströmung der Sonne sein müßte, die auf gleichem Niveau mit einer Rotation von einem Jahr geht. Nun aber brauchen die Flecke, um einmal um die Sonne herumzukommen, nur etwa dreißig Tage. Die Oberflächenströmung muß

also eine einjährige Rotation vollständig ausschließen. Schließt sie aber eine Rotation von dieser Dauer, so schließt sie überhaupt jede Rotation der Sonne aus.

Der Umstand, daß die Flecke ausschließlich auf der abgewandten Seite der Sonne entstehen, kann also nicht einen Augenblick mehr durch die Annahme irgendwelcher Rotation der Sonne erklärt werden, sondern er fordert eine andere Erklärung. Die Oberflächenströmung kann nur noch durch eine von außen auf die Sonne einwirkende Ursache erklärt werden und durch eine Gegenwirkung, mit der die Sonnenmasse dieser Einwirkung begegnet. Und die Ursache, um die es sich hier handelt, kann nur in einer allseitigen Kontraktion bestehen, welcher die Sonne eine allseitige Repulsion entgegensetzt. Wären Kontraktion und Repulsion nun aber ganz gleichmäßig, so entstünde wohl eine allseitig gleichmäßige Hebung und Senkung der Sonnenoberfläche, aber noch keine Oberflächenströmung. Nun geht die Strömung von Ost nach West. Erwägen wir aber, daß ja auch von der Astronomie ein kosmischer Umlauf von Ost nach West der Sonne zugesprochen wird, so muß die Sonne von Ost, der Richtung ihres Um'laufes her, eine ganz besonders starke Kontraktion erfahren, der sie dann auch eine so starke Repulsion entgegenzusetzen hat, daß ihre Masse auf der Ostseite nicht deformirt wird. Also muß gerade die Ostseite der Sonne ganz besonders unruhig sein; die Hebungen und Senkungen der Oberfläche sind hier viel intensiver als auf allen anderen Seiten und der Ausgleich zu der schwächeren Bewegung dieser übrigen Oberfläche muß sich in der Gestalt eines ringsum gehenden Oberflächenstromes vollziehen.

Wir haben damit die Erklärung für die Oberflächenströmung der Sonne gewonnen. Und diese Strömung (oder ihre Ursache) schließt jede Achsenrotation der Sonne aus. Denn ein Körper, der beständig so angestrengt nach einer, nach der selben Seite stößt, kann nicht rotiren. Auffallend war schon, daß die Oberfläche des selben Körpers so ungleich rotiren sollte: der Aequator fünfundzwanzig, die höheren Breiten dreißig und gar über achtunddreißig Tage. Diese Differenz erklärt sich aber ganz ungedrungen daraus, daß am Aequator der östliche Andruck besonders intensiv, an den höheren Breiten weniger stark ist. Er bewirkt dort, wo er sich stärker geltend macht, eine langsamere als die Aequatorregion.

Mit Alledem stimmt völlig eine Feststellung überein, die der Astronom Lane-Poer, wie Stephani die seine, auf photographischem Wege erzielte. Er hatte die Sonne sowohl zur Zeit des Flecken-Maximums, wie des Minimums sehr fleißig photogra-

phirt. Als er die Platten dann aber an einander ausmaß, ergab sich, daß die Sonne zur Zeit des Maximums einen Aequatordurchmesser hatte, der länger war als der polare; zur Zeit des Minimums aber war der polare Durchmesser länger als der äquatoriale. Aus dieser auffallenden Thatsache aber ergab sich eine seitliche Kontraktion der Sonnenmasse. (Diese Feststellung wird auch in Scheiners „Populärer Astrophysik“ erwähnt.)

Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, daß sich nun auch der besondere feste Ort, wo die Flecke auf der anderen Seite der Sonne entstehen, mit aller Genauigkeit lokalisieren läßt (er liegt nicht weit vom Meridian des Ostrandes ab auf der anderen Seite): wichtig ist hier, und zwar von ungeheurer Wichtigkeit, der notwendige Schluß, der sich aus der Thatsache, daß die Flecke nur auf der anderen Seite der Sonne entstehen oder von 1905 bis 1911 nur auf ihr entstanden sind, ziehen läßt. Nämlich: daß, da ja nur die eine Hypothese einer einjährigen Achsenrotation noch zur Verfügung stand, diese Hypothese sich aber als gänzlich hinfällig erwies, die ganze Erscheinung der Sonnenflecke vom kopernikanischen Standpunkt aus nicht mehr erklärt werden kann.

Da die Flecke nur auf der Rückseite der Sonne entstehen (von 1905 bis 1911 nur hier entstanden sind), wir aber, wenn die Erde einen Umlauf um die Sonne hätte, jedes Jahr einmal zu bestimmter Zeit an dem Ort der Flecke vorbeikommen und die Flecke entstehen sehen müßten, sie aber stets nur um den Ostrand herumkommen sahen, so ist ein Umlauf der Erde um die Sonne ausgeschlossen; die Sonne kreist im Jahr einmal um die Erde, und da sie keine Rotation hat, so zeigt sie uns, genau wie der Mond, der nicht rotirt, immer nur eine, immer die selbe Seite.

Weimar.

Johannes Schlaf.



Halbdunkle Reflexionen.

Nie lange er nun wohl schon in dem Sessel saß! Und ihm fiel thatsächlich nichts ein; rein gar nichts.

Zum Verzweifeln war es, daß man sein Gehirn nicht zwingen konnte. Erst war Nachmittag gewesen und nun schon Abend. Stehn hatte das Gefühl, daß sein Verstand ihm einen Streich spiele und nicht funktionieren wolle. Dabei lag keine Ursache vor; aber was half's? Stehn glaubte zuleht, daß die Gedanken in den Ecken und Winkeln des Zimmers lauerten, über ihm herumkröchen wie Spinnen und höhn-

volle Gesichtern schnitten, weil sein Wille sich im leeren Gehirn langweilte. Seine Gedanken waren fort, einfach abwesend. Schließlich: warum sollten sie nicht? Es war einzusehen; und so mußte Stehn sich langweilen. Aber er machte sich zugleich klar, daß es ein Beweis geistiger Inferiorität sei, sich zu langweilen. Wie oft man hört, daß Menschen ewig Langeweile haben! Komisch; als ob je Einer, vor fremden Augen, seine Perücke abnehmen würde.

Aber Stehn wollte sich nicht langweilen; mit aller Gewalt nicht; auf keinen Fall. Irgendetwas mußte er aus sich herausholen oder in sich hineinlocken. Es mußte bestimmt gehen. Was war denn so klein und unbedeutend, daß es sich nicht ins Unermessene vergrößern und beleben ließ? Aber meist hatte man genug zu thun, sein eigenes Selbst zu schaffen, immer daran zu erneuern, um es schließlich einem angemessenen Ende entgegenzuführen. Alles Andere war beinahe störend. Was die durchschnittliche Allgemeinheit brauchte, bedeutete ihm ein äußerliches Schlafmittel, damit seine Gedanken agieren konnten. Denn die Gedanken waren schon mit das Beste. Das einzig Gute sogar; Stehn liebte seine Gedanken, diese Räuber. Aber wo waren sie?

Er lag im Sessel und beobachtete die Konturen der Möbel, die allmählich sich in der Dämmerung auflösten und änderten. Er starrte seine Hände an, kontrollierte die Linien, bedachte, wie seltsam ein Teppich aussehen mußte, der alle Fußspuren bewahrte. Besser als dieses eintönige Blau; es war mörderisch!

Gott, fiel ihm denn gar nichts ein? Verdammte, diese Decadence. Aufgebaut auf morsches Fundament. Aber Stehn war eigensinnig. Er dachte nicht daran, sich aufzugeben. Er sah sich also um. Von unten kam nichts, natürlich; aber von oben. Von oben mußte es kommen. Im selben Moment war er sich auch klar, daß es so war. Nicht einmal hinzusehen brauchte er. Er fühlte es, so zu sagen, durch sein Gehirn hindurch, wie man eine Helligkeit empfindet, und fast war es, als sträubten sich seine Haare ein Wenig. Dann begriff er, daß über ihm an der Decke Etwas hing. Was es war, wußte er nicht; noch hatte es keine greifbare Form und hing an zwei grünen und zwei rothen Fäden. Einmal wurden die grünen lang und einmal die rothen länger, je nachdem. Stehn starrte das Ding an; starrte es so lange an, bis es sich senkte, langsam, aber merklich näher kam und endlich, sich lächerlich schnell verkleinernd, in seinen Schädel kroch oder sich hineinsinken ließ. Er fühlte von dem Moment an eine sympathische Wärme, so daß er die Augen schloß, um Weiteres abzuwarten.

Eine Weile geschah nichts. Dann wurde es offenbar seinen Augen langweilig: sie löschten sich äußerlich aus, krochen innen, beide zugleich, empor und hielten neben dem sonderbaren Ding in Stehns Gehirn an. Auch da schien es dunkel zu sein, denn er fühlte, wie sie zu leuchten anfangen, und dann leuchtete das Ding mit. Stehn dachte: Ob alles Andere in mir auch noch in mein Gehirn kriechen wird?

Im selben Moment aber fühlte er, daß sich das Ding zu drehen

ansing und dabei helle Lichtstreifen um sich warf, die, Stehn begriff es deutlich, seine unbewußten Einfälle waren. Wie es sich drehte! Ganz unheimlich war es. Auch veränderte es seine Form, riß einen unendlichen Mund auf, einen so offenen Mund, so verzweifelt offen, daß Stehns Augen schon müde wurden, weil alles Licht, das sie diesem offenen Munde zustrahlten, immer wieder verschlungen wurde. Sicherlich wollte der Mund im Dunkeln sein. Stehn überlegte, daß sein Gehirn nun allmählich unter der Wärme dieses Mundes sich genügend erholt habe und es an der Zeit sei, diesen Mund zu schließen. Aus Menschlichkeit; nur, weil er so erbarmungswürdig offen stand. Menschlichkeit, dachte Stehn; eigentlich ein überwundener Standpunkt. Heute wird beinahe das Gegenteil ausgerufen (vielleicht war es nie anders). Gewiß wird man sie irgendwie bei sich haben, diese Menschlichkeit, im Haus oder auch in der Tasche; aber dann konnte sie ohne unser Zutun mit einmal irgendwie da sein. Hm... Da fiel ihm ein, daß sie eine Taschenglühlampe bedeuten sollte, gut verschließbar und möglichst unbenutzbar; denn wozu immer Alles beleuchten? Wer verträgt Das?

Über eben hatte er doch aus Menschlichkeit den Mund schließen wollen? Das war gar nicht er gewesen. Das war... Ja... Das Unterbewußtsein. Und da war also noch Menschlichkeit? Wo mochte dieses Unterbewußtsein sich wohl gewöhnlich aufhalten? Mit dem Verstand hatte es nichts zu thun. Unwillkürlich mußte er an eine Gestalt denken, die rastlos mit dem Aufleben von Eitelkeiten beschäftigt war; die belebten Gedanken, Gefühle und Einfälle wurden dann registriert, zusammengestellt und wunderschön geordnet.

Aber von Zeit zu Zeit geschah etwas Sonderbares. Dann schob sich nämlich eine schmale helle Hand von unterhalb des Tisches herauf, als wolle sie dazwischen greifen; aber die Gestalt des Verstandes stieß sie mit einer ungeduldigen Geberde wieder fort. Das wiederholte sich; und schließlich war nur noch ein strenger, kalter Blick dazu nöthig. Es war eine Frauenhand; wirklich; aber manchmal erinnerte sie an die Hand eines Kindes. Stehn wollte dieser Impression weiter nachsinnen, dem Zusammenhang von Frau, Kind und Unterbewußtsein, aber das Ding in seinem Kopfe war dagegen; es blieb bei der Menschlichkeit; vielleicht war sie ihm wichtiger oder es kam auch nur, weil es besser in den Rhythmus paßte.

Also die Menschlichkeit im Unterbewußtsein: diesen Satz sprach Stehn sich mehrmals vor, um ihn zu begreifen. Ihm fiel ein, daß Rousseau schrieb, außerhalb der Menschlichkeit gebe es keine Weisheit. Ach, Rousseau war ein Dichter. Dichter leben in Träumen und beleben die Träume und ihr unbewußtes Sein. Auch Das hatte Stehn irgendwo einmal gelesen. Dieser Satz schloß sich dem Rad in seinem Kopf an und so kam es, daß Stehn eine endlose Spirale von Folgegedanken im Voraus ahnte und, noch ehe er sie festgehalten hatte, fürchtete, weil er sicher war, noch acht Wochen zu brauchen, um alle zu Ende zu denken. Dann wurde er vielleicht wahnsinnig. Aber er

hatte nun beinahe begriffen, warum heute ein Mensch, der im Leben lichte, keine Menschlichkeit hat. Er hat sie ja, natürlich, aber in der Tasche, als wohlverschlossene Glühlampe. Ist Das ein Verlust?

Zugegeben: Alles nützt sich einmal ab; doch man mag nicht gern seinem eigenen Sterben zusehen. Bei dem Begriff „Sterben“ stand das Ding in Stehns Gehirn plötzlich still, als hielte es den Athem an. Ihm war, als höre er das Wort zum ersten Mal. Daran war die plötzliche Ruhe schuld, der Stillstand. Ja, der Stillstand, eigentlich war es nur darin möglich; dennoch war es größer.

Stehn bedachte, ob man es überhaupt fühlen könne. „Sich in sich“ oder „Selbst im Selbst“. Das war es doch?

Nun käme es darauf an, meinte er weiter, ob „Sich“ oder „In sich“ und „Selbst“ oder „In Selbst“ stärker sei, ob „Sich“ „In sich“ beobachte, oder „In sich“ „Sich“. Wie Das nun wohl wäre, wenn Beide zu gleicher Zeit auf den Gedanken kämen und zu Gleichheiten würden? Stehn entschloß sich, anzunehmen, daß es dann kein allgemeines Sterben mehr sei, sondern der Tod. Nicht einmal ein besonderer; keiner, dem man ausweichen mußte, denn man sah ihn ja gar nicht. Da gab es doch Welche, die Etwas her machten, denen die Menschen ausweichen, wenn sie durch die Straßen gingen; in den Gassen blieben die Leute vielleicht eher stehen. Was hatten sie Großes zu verlieren? Ein Leben gegen einen Tod. Wer weiß, was besser war? Aber schließlich gab es Welche, die hatten drei Leben oder vier oder hundert. Und Manche hatten gar keins; Gott, Die waren ja eigentlich schon erledigt. Aber ob sie es nicht am Besten hatten?

Denen konnte man doch nichts nehmen. Was eigentlich diese Leute wohl sagen würden, wenn man ihnen auseinandersetzte, daß sie nicht leben? Sie würden natürlich denken, man sei verrückt; und nebenbei wären sie beleidigt und Einer würde vielleicht dem Gedanken nachgehen und zugeben, daß Etwas daran sei. Laut sicherlich nicht; nur nichts zugeben. Stehn sah ordentlich belustigt aus, wenn er sich vorstellte, was sie Alles vorbringen würden, um ihr Leben zu betweisen, trotzdem sie ihn für verrückt hielten, denn es war doch wahrhaftig und unbestreitbar eine Verrücktheit, wenn verlangt wurde, daß man sein eigenes Lebendigkeit nachweisen solle.

Wer es wohl am Besten hatte? Sicher Die ohne Leben. Sie waren stolz und satt, aufgeblasen oder eingefallen; aber satt waren sie.

Stehn wußte nicht recht, ob es gut sei, immer satt zu sein. Er war geneigt, es zuzugeben, aber „In sich“ behauptete, am Besten haben es Die mit einem Leben, in das dann Alles hineinkam, daß es tief wurde und sich nach oben aufbaute wie ein goldener Thurm; nun konnte es immer weiter wachsen, in den Himmel und in die Erde. Das ließ allerlei Vorstellungen und Phantasien Raum. Die Tiefe? Unermessliche Dunkelheit, Abgeschlossenheit, eigentlich auch Bedrängniß. Wenn man sich Das so vorstellt: gewiß, da unten konnte wieder das Sterben sein, ein unverbesserliches Sterben. Das, was Keiner sieht, auch man selbst

nicht. Aber da unten fängt es an und greift und zieht sich empor mit leisen und sicheren Händen.

Manchmal hält es auch an und blickt zurück. Umkehr? Wozu? Es thut seine Arbeit sicher und gut, mit zuversichtlicher Technik. Stehn hatte das Gefühl, Etwas thun zu müssen, Etwas anhalten zu sollen. Dachte denn Keiner an den goldenen Thurm? Aber Stehn konnte sich nicht rühren und der goldene Thurm lächelte.

Ihm wurde klein und ängstlich zu Muth. Der goldene Thurm blieb fest und unbeweglich stehen; er lächelte. Nun rührte sich auch das Ding in Stehns Kopf nicht mehr. Nur der Mund in seinem Gehirn stand weit offen. Stehn wunderte sich nicht über alle die Ueberlegungen und Gedanken, die in ihn hineingefallen waren, er wunderte sich nicht einmal über die wirkliche Beleuchtung, die seine nach innen gewandten Augen diesen Begriffen, die doch immer irgendwie dagewesen waren, gaben. Ja, dagewesen waren sie, deutlich fiel es ihm ein; als er ein Kind war. Gewiß hatte er nicht horchen sollen; er stand hinter einem Vorhang und da hörte er seine Mutter sagen: „Ein so elementares Gefühl wie Menschlichkeit ist Dir ein überwundener Standpunkt!“ Da war sein Vater hinausgegangen, ohne ein Wort.

Das war also früher schon so gewesen, vielleicht nie anders und der ganze Begriff war von Phantasten erfunden, eben weil das Wirkliche, was dahinter stehen sollte, fehlte. Komplement. Natürlich.

Stehn fühlte erleichtert, begriffen zu haben. Anders wäre es auch entschieden ungemüthlich gewesen. Und nun fielen in seinem Gehirn die Begriffe, einer nach dem anderen, und der offene Mund verschlang sie alle. Ordentlich leicht wurde ihm.

Diese veralteten Begriffe hatten in den Möbeln genistet und in den Ecken gekauert. Ganz uralte Begriffe. Sie waren mit den gebrechlichen alten Truhen und Schränken hereingekommen. Wenn man näher hinsah, bestand ja das ganze Leben aus nichts Anderem; irgendwo waren sie in jeder Handlung, in jedem Erleben. Jede Stunde konnte sie zu Hunderten austosfen. Aber man wollte sie nicht begreifen, weil es einen Abbruch der Lebensmöglichkeiten bedeuete.

Stehn hatte das Bewußtsein, daß sein Verstand alle verschlungen habe. Nur sonderbar, daß seine inwendigen Augen nicht recht mitthun wollten. Sie bohrten sich tief in die Dinge, krochen in die verstecktesten Gedanken hinein: und auch sie nahm der Mund auf.

Eigentlich hätte Stehn sich nun ausruhen mögen; er versuchte es auch und wirklich war eine Zeit lang Stille; solche Stille, daß Stehn das Ticken der Zimmeruhr deutlich hören konnte. Aber Das dauerte nur einen Augenblick: und nun zogen die Fäden über Stehns Kopf an, sich zu bewegen, die grünen und die rothen. Einmal standen die grünen still und dann die rothen. Wie eine Wage war es. Noch mehr Sonderbares geschah; so daß Stehn dachte, er habe Kopfschmerzen. Das wars aber nicht. Trotzdem er sich dagegen wehrte: „In sich“, der verdammte Kerl, trampelte da irgendwo mit herum und spielte

den Machthaber. Er sollte sich irren, aber für den Augenblick hatte er Stehn doch in Unordnung gebracht. So ein Schaukeln war dabei und eine Seite war immer tief unten.

Gott, Das war ja die Wage an den Fäden! Wie konnte er Das nur vergessen! Und die Ergänzungsseite war schwer, auf der anderen war nichts; Leere. Aber was hatte „Er“ damit zu thun?

„Gott verdamme mich: die elektrische Taschenlampe!“ Stehn sprang beinahe auf. Das heißt: nicht eigentlich „Er“, sondern „In sich“. Pfui, Teufel! Also Lüge als Selbstverständlichkeit, Komplement der Leere! Darum logen sie Alle. Wirklich fast Alle?

Nun stuchte auch Stehn und warf sich mit einem gewissen Erstaunen diesem Gedanken entgegen. Ja, eigentlich Alle, mehr oder weniger; wo war da die Grenze? War sie überhaupt möglich? Und es war doch der Verstand, der da anordnete und vertheilte, der Verstand, der ihre Worte, Mienen und Geberden lenkte. Wenn man ihnen Das nun so klipp und klar sagen würde, dann wäre man wieder verrückt; und sie hätten vielleicht Recht. Wer weiß Das so genau? Eigentlich wars ja, um verrückt zu werden. Aber vor Allem würden sie denken, daß man langweilig sei, und damit hätten sie ganz bestimmt Recht; man wäre langweilig, weil man so abgekürzt wäre, so ohne alles Drum und Dran.

Dann war also die Wahrheit „etwas Armsüßiges“, komisch eigentlich, ein „unbeliebtes Verfahren“, ein „abgekürztes Verfahren“, auch verwunderlich, wo man heutzutage nie und fast zu nichts Zeit hat; aber mit dem Komplement konnte man schließlich voraus sein, nicht nur rennen, rasen, sondern springen; Das war entschieden spaßhafter. Wahrheit hat so viel Feststehendes. Ihm fiel Das mit dem „über frische Gräber hopst“ ein, was ja auch dazu gehörte.

Und dann die Aufmachung, „Wahrheit“: da fror man, es hatte so was von Kleiderlosigkeit. Aber die Komplemente, die hatten Gewänder, Kleider, Stimmungen, Phantasien, die man wechseln konnte, mehrmals an einem Tag, äußerlich und innerlich. Man war nie werthlos, bewahre, prezios, in gedankenschwerer Melancholie oder geistvoll, je nachdem es der Beruf, das Leben, die Episode oder die Chose erheischte. Stehn lag noch immer in seinem Sessel. Es war dunkel im Zimmer; an die Fenster kam ein matter Laternenschein von der Straße. Er gähnte und versuchte, die Spitzen seiner Lackstiefe und die Strümpfe mit den violetten Tupfen zu betrachten. Natürlich war es zu dunkel. Dann holte er seine Glühlichtlampe aus der Tasche und untersuchte den Verschluß. Danach stand er auf, tappte im Finsternen durchs Zimmer, stieß sich mehrmals, fluchte und schellte dem Diener.

Wer eigentlich den dicken Chinesen auf dem Kamin angestoßen hatte, daß er mit dem Kopf wackelte und die Zunge eine halbe Stunde lang immer wieder gegen Stehn herausreckte, wußte Keiner zu sagen.

Schloß Molsdorf.

Maria Gräfin Gneisenau-Bonin.



Schuberts Instrumentalmusik.*)

Vier Jahre hatte der Symphoniker Schubert geschwiegen. Die E-dur-Symphonie von 1821 gelangte nicht über den Entwurf hinaus. Der Fünfundzwanzigjährige konnte bereits auf sechs Symphonien zurückblicken, unter denen sich ein so bemerkenswerthes Werk wie die „Tragische“ befand. Er fühlte, daß noch Wichtigeres gesagt werden mußte. Und 1822 schuf er die Symphonie in h-moll, ein Werk, das noch deutlicher als seine Vorgänger die Symphonieform befestigte, die als etwas durchaus Gleichwerthiges, aber im Grunde Verschiedenes neben der durch Beethoven bestimmten Richtung bis in die Neuzeit hinein ihren Weg genommen hat.

Beethovens Form bildet den Maßstab, nach dem allgemein gemessen wird und durch den lange Zeit eine völlige Verkennung der schubertischen Eigenthümlichkeit bewirkt worden ist. Erst nachdem nun Generationen an Beethovens Lebenswerk gekehrt, erklärt und gelehrt haben, nachdem seine Form in ihrer ungeheuren Ausdrucksfähigkeit Generationen von Komponisten zur Nachahmung und zum weiteren Ausbau angeregt haben, kann man von einer Verarbeitung seiner Idee sprechen. Seine Herrschaft stand schon bedingungslos fest, als Schuberts Werke, Jahrzehnte nach dem Tod ihres Schöpfers, erst allgemeinere Beachtung fanden, ja, so zu sagen, erst entdeckt wurden. Das Manuscript der h-moll-Symphonie fiel, zum Beispiel, dem wiener Hofkapellmeister Herbeck erst 1865 in der Bibliothek Anselms Hüttenbrenner in die Hände. Man legte den beethovenischen Maßstab an sie und fand sie locker in der Form, unlogisch im Aufbau, voll „himmlischer Längen“, liebte sie aber trotzdem, da man sich ihrem Zauber nicht entziehen konnte. Aesthetische Irrthümer verdichteten sich zu kritischen Schlagworten, mit denen man den Lyriker Schubert als Symphoniker (als Instrumentalkomponisten überhaupt) auf einen zwar ehrenvollen, aber doch nur bescheidenen Platz wies. Man hatte, da man ja mit dem Problem Beethoven immer noch nicht fertig war, übersehen, daß in Schubert schon wieder vollkommen neue ästhetische Gesetze thätig waren, die zu ergründen, der Geschmack und das Empfinden erst einer besonderen Kultivirung unterworfen werden mußten. Der Irrthum, der Schuberts Werke Jahrzehnte lang in eine falsche Beleuchtung rückte, war verzeihlich. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß man unter symphonischer Gestaltung eine logisch ausgebildete Form, deren Aufbau bis in Einzelheiten vor dem Auge des Schöpfers unerrückbar feststand, eine erschöpfende Verarbeitung und Weiterentwicklung der Gedanken verstand, wird es klar, daß man den Typus der Symphonie Schuberts als eine Form zweiten Ranges ansehen durfte.

Schubert, der in seinem Schaffen nicht von einer „poetischen

*) Eine Probe aus der neuen Schubertbiographie, die Herr Walter Dahms im September (bei Schuster & Loeffler) herausgibt.

Idee“, sondern von der Stimmung ausging, hätte in der Form Beethoven's, der, das Endziel klar vor Augen, sein Werk mit sicherer, unfehlbarer Meisterhand gestaltete, seine besten Eigenthümlichkeiten verloren. Dies Alles schließt aber nicht aus, daß der Expressionist und der Impressionist manchmal ihre Rollen tauschen. So einseitig es wäre, Beethoven nur als verstandesmäßig schaffenden Künstler zu betrachten, eben so verkehrt wäre es, in Schubert's Schaffen den überlegenden Kunstverstand zu leugnen. Aber im Allgemeinen gewann seine nicht dem Intellekt unterworfenen, sondern naiv schaffende Erfindung ihre Gestalt im Werden. Der melodische Strom wurde nicht von der Hand des planvoll vorhersehenden Meisters in ein festes Bett gelenkt und gezwungen, sondern ergoß sich frei, formte sich selbst im Ausströmen. Nicht Einheit der Gedanken, sondern Vielheit, nicht ein Herleiten aus einander, sondern ein Dahinfließen neben einander, nicht Kontrastiren, sondern Beleuchten und Variiren sind die Merkmale schubertischer Symphonik.

Diese naive Kunst, die jenseits von Willen und Ueberlegung steht und die da anfängt, wo die des intellektuellen Schaffens aufhört, mußte Mißverständnissen ausgesetzt sein. Einer der empfindlichsten Irrthümer ist nun, daß eine Aesthetik, der der weite Blick fehlte, Form mit Schema verwechselte, deshalb nur eine „richtige Form“ kannte und in ihrem ängstlichen Anklammern an einen Begriff, der in ihren Händen allmählich erstarrt war, ganz vergaß, die Form auch durch den Inhalt verstehen zu lernen. Man gab sich dem verhängnißvollen Irrthum hin, Form und Inhalt seien zwei trennbare Begriffe. Wohl erkannte man den genialen Inhalt der schubertischen Instrumentalwerke an und pries ihren Zauber; aber man überjah, daß hier eine schaffende Kraft am Werk war, die eine nur ihr allein eigenthümliche Form gewonnen hatte. Als ob ein wirklicher, lebensvoller Inhalt jemals ohne Form sein könnte. „Form ist Ausdruck der Nothwendigkeit“, definiert Hebbel. So muß der neue Gedanke auch seine eigene neue Gestalt finden. Daß man zum Verständniß der mehr rhapsodischen als streng symphonischen Form Schubert's gelangt, ist nicht nur wichtig für das volle Verständniß des Dichters selbst, sondern auch für eine gerechte und den Kern der Sache treffende Würdigung seines großen Nachfolgers, des Symphonikers Anton Bruckner.

Die h-moll-Symphonie trägt den Beinamen „die Unvollendete“. Der äußere Grund dieser Bezeichnung ist erklärlich. Das Werk besteht nur aus zwei Sätzen, einem Allegro moderato und einem Andante con moto. Von dem dritten Satz, dem Scherzo, hat Schubert nur einen Theil in der Skizze ausgeführt. Instrumentirt findet man nur eine Seite in der Originalpartitur. Es kann nicht verwundern, daß man für eine zweisätzigige Symphonie, deren dritter und vierter Satz fehlten, das Beiwort die Unvollendete wählte. Nur war es eben ein irreführendes Charakteristikum. Hatte man, als man das Wort prägte (von dem Inhalt des Werkes selbst ganz abgesehen), vergessen, daß die

zweifelhafte Form in einer ganzen Reihe beethovenischer Klavierfonaten sanktioniert war? Man klammerte sich an den geheiligten Begriff des vierjährigen Symphoniebaues und nannte die beiden Sätze Schuberts einen Torso. Bestärkt wurde man durch die vorgefundene Skizze zum dritten Satz. Also hatte doch Schubert eine „Vollendung“ geplant? Daß er sie nicht ausführte, dafür fand man bald Vermuthungen und Erklärungen. Man behauptete, Schubert habe sich nicht stark genug gefühlt, den beiden ersten noch zwei ebenbürtige Schlußsätze anzufügen.

Diese Annahme streift den Genius Schuberts doch sehr an der Oberfläche. Der Schöpfer der Tragischen sollte sechs Jahre später, nachdem in der Zwischenzeit Werke wie die drei großen Klavierfonaten aus 1817, das Forellenquintett oder der a-moll-Quartettjah, entstanden waren, nicht im Stande gewesen sein, den beiden Sätzen der h-moll-Symphonie (wenn es notwendig war) noch die Krone aufzusetzen? Als Schubert, mitten im Trio des Scherzo angelangt, die Feder aus der Hand legte, wird er zurückblickend empfunden haben, daß die beiden vorhandenen Sätze eine Einheit bilden, die durch weitere Zusätze nur zerrissen werden würde. So erschien die „Unvollendete“ ihrem Schöpfer selbst vollendet genug, um ihn auf eine Erfüllung des Symphonieschemas, auf eine Konzession an den Geschmack der Durchschnittsästhetik verzichten zu lassen. Und wer dem Gedankengang der h-moll-Symphonie innerlich erlebend folgt, wer sich rückhaltlos der Sprache des großen Romantikers hingiebt, wird schwerlich das Gefühl eines „Unvollkommenen“ haben.

Aus den tiefen Regionen der Celli und Bässe ringt sich ein getragenes, schmerzlich-sinnendes Thema los, das dem ganzen Satz das Gepräge leidender Tragik giebt und wie ein Fatum immer wieder auftaucht, erschütternd in seiner stillen Klage. Unter schwirrenden Sechszehnteln der Geigen und einem stoßenden Pizzicato-Rhythmus der Bässe erheben gleich darauf Klarinette und Oboe ihre Stimme zum Hauptthema, das mit seiner abwärtsgleitenden Quinte das Hoffnungslose der Stimmung noch verstärkt. Nur ab und zu wirft ein hellerer Durklang einen Lichtstrahl in dies trübe Dahindämmern. Immer noch h-moll. Da theilen sich von der langhallenden Terz Fagotte und Hörner und leiten zum Seitenthema nach G-dur. Die ganze herrliche Unbefangtheit Schuberts, wie nur er sie hatte, liegt in solchem Uebergang. Die Celli summen einen Ländler, eine Melodie, die unter Thränen lächelt; die Violinen greifen sie auf und wiegen sie auf der A-Saite. Im letzten Takt brechen sie ab. Ein Pausen-Einschnitt; raschelnde Tremolos und schroffe Sforzatos. Naiv-geniale Mittel zu Ueberleitungen, wie sie später Bruckner liebte. Nichts aus dem Thematischen Geborenes; kein kunstvoll gelöstes Problem. Und doch so unmittelbar packend. Dann folgen Spielereien mit dem Seitenthema; die Gruppen rufen es sich gegenseitig zu. Man ist wieder in G-dur. Die Terz h bleibt in den Bläsern hängen; stufenweise tropfen die Pizzicati der Streicher davon ab, bis sie zum h gelangen und die Wieder-

holung des ersten Theiles anhebt. In der Durchführung domirt das Einleitungsthema. Auch hier verzichtet Schubert auf eine eigentliche Weiterentwicklung der Gedanken. Er schattirt, unterstreicht, rückt dieses oder jenes Motiv in ein anderes Licht und vertieft nur die schmerzliche Stimmung des Ganzen. In der Reprise spielt sich nichts Neues ab; eine kurze, vom Einleitungsthema bestrittene Koda rundet den Gesamteindruck zu einem Bild rührender, von Herzen kommender und zu Herzen gehender Klage.

Im Andante con moto ist noch weniger von symphonischer Einheitlichkeit die Rede. Auch hier fehlt eine Entwicklung des Thematischen. Themen, Motive, Melodiefragmente von überwältigender Schönheit lösen einander ab, ergänzen sich; ein Spiel, dessen sinnvolle Anordnung sich unserer Ueberlegung entzieht. Hier müßten Erklärungsversuche an der Oberfläche bleiben. Die lichtvolle Stimmung dieses Satzes befreit uns von dem Druck, den die Elegie des Allegro moderato auf unsere Seele legte, und führt uns in ätherische Höhen, wo nur noch Schönheit ist und Liebe. In der h-moll-Symphonie 309 Schubert den Schleier von dem Mysterium des Ewig-Schönen und Ewig-Erhabenen. Per aspera ad astra. Sein Werk war vollendet. (Die Partitur der Symphonie ist sehr sorgsam geschrieben und zeigt nur geringfügige Korrekturen. Schubert hatte diese Symphonie zuerst in einem Klavierauszug skizzirt, was nur bei wenigen Werken nachzuweisen ist.)

Hatte Schubert jetzt den Gipfel der symphonischen Meisterschaft erklommen, so wurde 1822 auch die Kirchenmusik mit einem Werk bedacht, das alles von ihm bis dahin Geschaffene weit in den Schatten stellte: seiner Messe in As-dur. „Missa solemnis in As von Franz Schubert, 1822“ lesen wir auf der Originalpartitur. Vor drei Jahren, im November 1819, hatte er das Kyrie begonnen. Im September 1822 schrieb er am Schluß des Dona: „Fine del Missa: in 7 b 1822 beendet“. Im Dezember meldete er Spaun ihre Vollendung. „Meine Messe ist genehmigt und wird nächstens produziert werden; ich habe noch die alte Idee, sie dem Kaiser oder der Kaiserin zu weihen, da ich sie für gelungen halte“. Ueber eine Aufführung der Messe ist mit Sicherheit nichts festgestellt; Piringer, der Kapellmeister an der Augustinerkirche, könnte sie veranstaltet haben. Beabsichtigt war sie; denn Schubert nahm nachträglich zahlreiche Veränderungen vor, um, wie die Herausgeber der Gesamtausgabe bemerken, den Vokalparten klangschöner zu gestalten und ihn im Orchester besser zu unterstützen, was auf einen eminent praktischen Sinn Schuberts schließen läßt. Aus der beabsichtigten Widmung wurde nichts, da sich kein Verleger für das Werk fand. Erst 1875 wurde es der Welt zugänglich gemacht.

Die As-dur-Messe ist die fünfte große Kirchenkomposition Schuberts. Bei den vorhergehenden Werken wurde schon darauf hingewiesen, daß Schuberts Schreibweise den starren Regeln des strengen Satzes nur selten unterworfen war. Er war immer der Stimmungskünstler, der die polyphone Form nur benutzte, wenn sie durch die

Idee bedingt war. Sein Stärkstes schuf er nicht in ihr. Er beherrschte sie; hatte sich doch sein Studium bei Salteri hauptsächlich auf die Vokalmusik, in der der strenge Satz vor Allem heimisch ist, beschränkt. Aber in der Anwendung dieser Kenntnisse war er sparsam. Von Bachs Herbeheit und Größe ist sie weit entfernt. Seine Kenntniß der Werke des Thomaskantors soll überhaupt nur gering gewesen sein. Schuberts Kirchenmusik trägt meist den Stempel des Tyrischen. Er fühlte auch nicht das Bedürfniß, sich in der Messe mit dem Gedankeninhalt des Textes auseinanderzusetzen, wie es Beethoven that. Er sang das Credo kindlich vertrauend; es war ihm ein Bekenntniß, das er freudigen Herzens offen aussprach. Beethoven schrieb seine erste Messe als Siebenunddreißiger, in einem Alter, wo sich der innere Mensch mit der christlichen Weltanschauung schon auseinandergesetzt hat. Auch Schubert wäre der Kampf sicher nicht erspart geblieben. Wir haben aber nur seine Jugend vor uns, die den Problemen noch nicht bis in die abgründigsten Tiefen folgte. Wir erleben in Schuberts Messen nicht Aufrüttelndes, sondern Berinnerlichendes. Sie werden nicht stürmisch, sie bekehren nicht, sondern festigen nur Solche, die gleichen Sinnes sind. Ihm ethischer Werth liegt in der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, mit der sie um das Erhabene und Ewige einen Kranz von Schönheit flechten, nicht in der Verkündung neuer, sieghafter, niederschmetternder Ideen. Auch in der As-dur-Messe spricht der romantische Geist, der klang- und glaubensselige, aller Dialektik fremde. Und es ist eine historische Nothwendigkeit, daß solche Werke in einer Zeit, wie das vergangene Jahrhundert, die mit den Riesenschritten des Eroberers von Gipfel zu Gipfel eilte, vergessen werden mußten. Da hatte nur das große Wort Geltung, das Wort eines Kämpfers, der zu Kämpfenden sprach. Aber wenn die Welt der gewaltigen Worte über wird, wenn die umwälzenden und aufrüttelnden Ideen keinen Widerstand und Widerhall mehr finden, wenn alles Große und Gewaltige sich dem eisernen Menschenwillen beugt, dann wird die Menschheit wieder Zeit und Muße finden, sich an den Blumen zu freuen, die unvertwecklich das Erhabene schmücken und ohne die es zwar Größe, aber nur eifrige, erschreckende, übergewaltige, gäbe, eine Größe, die letzten Endes doch den Geist erdrücken würde. Allem Skeptizismus fremd, wendet sich Schubert an den Glauben. Und die Mittel, die er anwendet, sind bescheiden; denn er will vertiefen, nicht werden.

Die As-dur-Messe zerfällt in sechs Theile. Gleich das Kyrie führt mit seiner zarten Vertraumtheit in den Grundcharakter der Messe ein. Nichts von einer zerknirschten Menge, die angst erfüllt und bebend um Gnade fleht. Hier ist es eine freudig erregte Gemeinde, die, im Vertrauen auf die Güte des Herrn und der Verzeihung gewiß, ihre Bitte um Segen ertönen läßt. In helle Farben ist Das getaucht. Chor und Orchester wetteifern im Wohlklang: Kyrie eleison. Ganz leise wie ein Echo hallt es in den menschlichen Stimmen nach. Da beginnen einzelne: Christe eleison. Kunstvoll sind die Stimmen verschlungen, Ro-

jen gleich, die um das Kreuz des Erlösers gewunden werden. Wieder beginnt der Chor und wieder folgen die Solostimmen. Nirgend ein Aufschwung, ein Forte. Leise, wie sie begonnen, hauchen die Stimmen ihr eilein hin. Im strahlenden E-dur setzt jubelnd das Gloria ein, rauschende Streicherpassagen umspielen den Ruf der Stimmen. Laudamus te, wetteifern sie. Eine kurze, innig besetzte Episode der Solostimmen: und wieder braust das Gloria hernieder. Dann folgt ein Zwischensatz in A-dur; in schlichten Tönen erklingt das gratias agimus. Streicher und Holzbläser schaffen eine abgeklärte, erdenferne Stimmung. Da wendet sich das Spiel nach moll, volle Akkorde künden vom „Herrn des Himmels“. Der feierliche Anruf der Gläubigen wird immer wieder von dem rührenden gratias agimus unterbrochen. Erschüttert sammeln sie: Miserere nobis. Die Instrumente lasten mit schleppenden Synkopen an dem Quoniam und unter mächtigen Schlägen des Orchesters ringt sich die Erkenntniß des „Einzigen“ durch. Eine Fuge von imponirendem Aufbau krönt den Gloria-Satz. Schubert hat sie später noch einmal geformt und dem Schluß eine wirksamere Steigerung gegeben.

Zweimal intoniren die Bläser den C-dur-Dreiklang, dann setzen die Singstimmen freudig bejahend mit dem Credo ein. Scheu ringt sich das Incarnatus in weichem As-dur von den Lippen. Schauer beben durch die sich ineinanderschließenden Harmonien beim crucifixus. Da ertönen kräftige, helle C-dur-Klänge (et resurrexit) und jubelnd steigert sich der Freudenruf: Credo in spiritum sanctum. Eigenartig modulirend beginnt das Sanctus, breitet sich dann in geschwungenen Kantilenen aus und findet in einem sprühenden Osanna seinen Abschluß. Auch dem Osanna hat Schubert später noch eine zweite Fassung gegeben, indem er es aus dem ursprünglichen Sechachteltakt in den Vierteltakt übertrug. Das Benedictus greift die Haupttonart wieder auf. Es sind wieder die zarten, hellen Farben, die Geltung gewinnen; reizvoll ist der Wechsel zwischen Solo- und Chorstimmen ausgenutzt. Wie das Sanctus wird auch das Benedictus von dem Osanna beschloffen. Das Agnus Dei schließt den Kreis und bringt die abgeklärte Stimmung des Kyrie zurück. Dona nobis pacem lassen die Stimmen immer wieder erschallen bis zum leise verhallenden Schlußakkord.

Außer der großen As-dur-Messe schuf Schubert 1822 nur noch zwei kleine Kirchenmusikwerke. Im Januar komponirte er ein Volkslied „Zum Geburtstag des Kaisers“ für Chor und Orchester. Den Text hatte Deinhardtstein geschrieben. Von den adeligen Zöglingen wurde es im wiener Theresianum zum ersten Mal aufgeführt. Ein Männerquartett „Geist der Liebe“ (Matthijson) mit Begleitung des Klaviers oder der Guitarre ist ungefähr um die selbe Zeit entstanden. Der Lyriker Schubert sprach im Jahr 1822 nicht oft. Wer auf die bedeutsamen Schöpfungen dieses Jahres zurückblickt, kann sich darüber nicht wundern.

Walter D a h m s.



PERLEN

gleichens unsere Zähne,

wenn wir sie richtig pflegen und behandeln. Das Putzen mit einer Bürste allein genügt nicht, sondern es bedarf auch der Verwendung eines Mittels, das die Oberfläche der Zähne reinigt und den Blutumlauf im Zahnfleisch so beeinflusst, daß den Zahnwurzeln und den Zahnerven neue Ernährungsstoffe zugeführt werden. Man erreicht diese Absicht am sichersten mit der allbekanntesten und bewährtesten Zahnpaste P E B E C O.

Probetuben liefern gegen
Einsendung von 20 Pf. = 25 h = 25 cts

**P. BEIERSDORF & Co.,
Hamburg N. 30.**

Hersteller der Nivea-Seife
und Nivea-Creme.

Grill-Room Berlin W., Motzstr. 22
Inhaber: Paul Ostermann

Vornehmstes Unter-
haltung-Restaurant
- - in Berlin W. - -

„Pompadour“

MURATTI Cigarettes
Manchester



Einheitspreis für

Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung... M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin
Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 182



	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

Metropol-Theater.

8 Uhr abends

8 Uhr abends

Schwindelmeier & Comp.

Phantast. - musikal. Komödie in 3 Akten.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
 Kalte und warme Küche.

Kleines Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Der Unverschämte.
Der Arzt seiner Ehre.
Lottchens Geburtstag.

Bilz'	3 Ärzte Physik dirigiert. Behandlung Gute Heilerfolge Prospekte frei
Sanatorium	
Dresden-	
Redebeul	

Bilz	Für Kränke und Grunde unweiblich. Es bildet ge sundes Blut, Nerven, Mus keln, Haare, Nägel, Lun gen, Prost. ges. Preis: 4.00 B. 4.99, 1/2 Btl 2.99. Probebox 1.50. In Apotheken, Drogen etc., oder durch Bilz' Sanatorium, Dresden-Redebeul.
Nährsalz	

Gebt **Herrnfeld**
 Theater

Wie man
 Männer bessert
 Die Orig.-Klabrias-Partie

Beide Stücke mit Anton und Donat
 Herrnfeld in den Hauptrollen

Anf. 8 Uhr. Vorverk. 11-2 (Theaterkasse)

Thalia-Theater

8 Uhr.

8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl. 1114.

Novität:

Autoliebchen.

Grosse Fosse mit Gesang u. Tanz in 3 Akt.
 v. J. Kren, Gesangstexte v. Alf. Schün
 feld, Musik von Jean Gilbert.

„Moulin rouge“

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.
 Ballhaus „Fledermaus“, Hamburg.

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht
 zur Veröffentlichung in Buchform!
 Erdgeist-Verlag, Leipzig 13.

DIE ZUKUNFT

jedes industriellen und kommerziellen Betriebes ist nur
 dann gesichert, wenn die Rechenmaschine

UNITAS

ausgiebig von ihm benutzt wird. Katalog u. Vorführung
 kostenlos und unverbindlich durch die Fabrikanten

LUDWIG SPITZ & CO, G.M.B.H.
 BERLIN S. 48, Puttkamerstr. 19. Tel. Lützow 7843



mit dem Doppelschrauben-Postdampfer
„Cleveland“.

Erste Reise. Abfahrt von Wilhelmshafen f. W. am 1. November 1912. Besucht werden die Häfen: Port Said (drei Tage Wechsellager), Suez, Bombay (stehende Besatzung Durchquerung Indiens mit seinen Wundern, Besuch Karak, Delhi usw.), Colombo (paradiesische Tropenlandschaft), Diamantküste (Kalkutta, Benarés, Darjeeling), Nangau, Singapur, Batavia (Sulawesi), Manila, Quingong (das nordamerikanische Canton), Hongkong, Nagasaki (berühmtester Hafen im besetzten Japan), Kobe (Naga Asato), Yokohama (Mitsubishi Lini) und Tsingtau (Hafen), Honolulu und San Francisco. Abfahrt von San Francisco nach New York. Rückfahrt von New York nach Alton, Cherbourg, Hamburg über Neapel mit belgischem Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. Reisezeit von Wilhelmshafen f. W. bis Hamburg ungefähr 8½ Monate. Fahrpreis von Mk. 2750.— an aufwärts, einschließlich der hauptsächlichsten Landausflüge.

Zweite Reise. Abfahrt von Hamburg Anfang Januar 1913 mit einem belgischem Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach New York. Abfahrt von New York nach San Francisco. Abfahrt von San Francisco am 8. Februar 1913. Besucht werden die Häfen des ersten Zeitraums in umgekehrter Richtung bis Neapel, von dort Weiterfahrt über Gibraltar, Southampton nach Hamburg. Reisezeit von Hamburg bis Hamburg ungefähr 4 Monate. Fahrpreis von Mk. 2850.— an aufwärts, einschließlich der hauptsächlichsten Landausflüge, wie bei der ersten Reise.

Alle Räume enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung
Sergnügungsdampfer, **Hamburg.**

Ein Buch der Wahrheit über England in Indien!

Die Bajadere Historischer Roman von **FRANZ SIKING**

1912

376 Seiten 8°

Gebunden 4 Mark

Aus einer längeren Besprechung der „Post“ Berlin:

Wir können Franz Siking nur dafür danken, dass er den Mut hatte, dem frechen England die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern und wollen wünschen, dass viele sich durch ihn über das schändliche Treiben des „perfiden Albion“ in dem gottgesegneten Lande Indiens belehren lassen werden.

VERLAGSBUCHHANDLUNG :: SCHULZE & Co :: LEIPZIG

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

WINTERGARTEN

Ein beispielloser Erfolg des illustren
Programms!Tanz - Idyllen
Ellen Telsund ihr künstlerisches Ensemble
aus Moskau

und die

sensationellen Attraktionen!

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse**Eis-Arena** **Admirals-Bad**Allabendlich:
Kunstlauf- **Tag und Nacht**
Produktionen **:: geöffnet ::****Prunkvolle** **Herren- und**
Eis-Ballets **Damen-Abteilung****Admirals-Theater** **Luxus-Bäder**
stets abwechslungs-
reiches Programm.Licht-
Spiele

Mozartsaal

Nollendorfplatz

**Der neue Spielplan
dieser Woche****:: :: Beginn 6 Uhr :: ::****Jeden Sonnabend
Premiere.**

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1.20 Mk.

Cabinet Kaffee**VOR**
dem Rosten
gereinigter
Bohnen Kaffee**Johannes**
Gerold
Berlin W
Lützow Str 94
Unter Linden 20

Metropol-Palast

Behrenstrasse 58/54

Palais de danse | Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.
COGNAC
J.&F. MARTELL

gegründet 1715.

FRANZÖSISCHER COGNAC

 Natürliches Erzeugnis von im
 Cognac-Districte gerasteten
 und destillierten Weinen. —
 Preis M. 7.50 bis M. 30 p.Fl.

F

laschengär - Frucht - Sekt! ✱
 Marke Bürgermeister-Sekt.

Im Geschmack und Aussehen von Traubenwein-Sekt nicht zu unterscheiden, aber noch nicht halb so teuer. Leicht und sehr bekömmlich. Nur 10 Pfg. Steuer. Auch in eleganter neutraler Ausstattung. Zu beziehen durch den Weinhandel oder ab Fabrik.

F. Lehmkuhl, Hamburg 21.
Von Venedig
nach Ägypten

Regelmäßige

Salondampfer-Verbindungen des

Norddeutschen Lloyd

Reisedauer 4 Tage

Nähere Auskunft und Preislisten unentgeltlich

Norddeutscher Lloyd Bremen

und seine Vertretungen

Sie müssen jetzt
SANTO

**Kaufen, damit Sie bei Bezug Ihrer Wohnung
diese gründlich rein und staubfrei haben**

Santo
ist der Staubsauger

der nach Ansicht erster Techniker bei grösster Einfachheit, Leichtigkeit (mit eingebautem Motor etwas über 20 Kilo), minimalem Stromverbrauch, 6 bis 7 Pfennig per Stunde, vornehmer Ausstattung, garantierter Dauerhaftigkeit leistet, was ein Staubsauger leisten muss

Verlangen Sie PROSPEKT, 100 GUTACHTEN,
2000 REFERENZEN oder für Sie kostenlose und
unverbindliche Vorführung in Ihrer Wohnung

Permanente, kostenlose Vorführung:
Tautenzien - Strasse 4 .: Telephon Steinplatz 6031

Santo-Staubsaug-Apparate-Gesellschaft m. B. Berlin W.

Ober - Krummhübel Touristenheim

Besitzer: Alex Rischke.

Sommer und Winter geöffnet.

Vornehm ruhige Lage, direkt im Walde, 740 m Seeshöhe.

Schöne Aussicht nach dem Hochgebirge.

Gute Küche. — Hohe, modern eingerichtete Gesellschafts- und Fremdenzimmer. — Elektrisches Licht. — Bäder im Hause.

Priessnitz-Sanatorium Gräfenberg (Oesterr.-Schlesien)

630 m ü. M.

Eröffnet 1911. Für innere und Nervenranke. Physikal.-diät. Heilverfahren.
Ganzjährig geöffnet.

Chefarzt Sanitätsrat Dr. Rudolf Hatschek.

BAD HERSFELD

Gicht gegen Zuckerkrankheit

Magen- und Darm-

Gallensteine Krankheiten Fettleibigkeit

≡ Lullusbrunnen ≡

Flaschenversand zu Hauskuren

Reinhardsquelle
das Nierenwasser!

• Wirkungen •
einer Hauskur:

Die ausserordentlich wichtige und folgenschwere Nieren-

arbeit wird erleichtert und angeregt, die Cylinder, welche die Nierenkanälchen verstopfen, werden herausgespült, der Eiweißgehalt des Harns verliert sich, Beklemmungen und Atemnot nehmen ab, die überschüssige Harnsäure, welche die Ursache zu allen rheumatischen und gichtischen Leiden ist, wird abgetrieben. Griess und Nierensteine gehen ohne besondere Schmerzen ab, das Drücken und Brennen beim Urinieren fällt weg, die Blase wird gereinigt und der Urin wird klar. Es tritt ein Wohlfinden ein, welches früher nicht vorhanden war. Man frage den Arzt. — Überall erhältlich, oder aber direkt ab Quelle, wo nicht.

Literatur franko durch:

Direktion der Reinhardsquelle bei Wildungen.

Sanatorium Friedrichroda

In Thüringen.
Geh. Sanitätsrat Dr. Kothe.
Moderner Neubau.
Höchster Komfort. Erstklassige Kur-
einrichtungen. Prachtv. ruhige Lage.
Jahresbetrieb. Prospekte.

Berlin-Zehlendorf

Wald-Sanatorium Dr. Haupte

Persönliche Leitung der Kur
Ruhiger Landaufenthalt

Dr. Möller's
Sanatorium
Diätet. Kuren
nach Schroth
Herz-Kreisl.
Wirks. Mittel
chron. Krankh.
Hypertensio
Blutdruck

Abteilung I. Kinderbewerber pro Tag 5 Mk.

Sanatorium

Kurhaus Buchheide

— Stettin-Finkenwalde. —

Für Nerven-, Erholungsbedürftige, Herz-
und Stoffwech.-erkrankte. Entziehungskuren.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Colla.

**Dr. Rosell Ballenstedt-Harz
Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nieren-
krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe,
Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem
höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Kurmittel-Haus

für alle physikalischen

Heilmethoden in

herrliche
Lage.

100 Betten, Zentralheiz., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

herrliches
Klima.

Ehe schliessung in England, rechtsgiltig in allen Staaten, besorgt
schon seitens: Internationales Auskunfts-, Rechts- und Reise-
bureau **BROCK'S LTD.**, 188, The Grove, Hammersmith, London, W.
Prospekt No. 61 gratis. Porto 20 Pf. Verschlussen 40 Pf.

HUGO KLOSE

==== **Kaffee-Grossrösterei** ====
Kolonialwaren-Grosshandlung

HAUPTGESCHÄFT:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 76, neben der Reichspost

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 191

Filiale A:

Wilmersdorf, Nürnbergerpl. 2
Tel. Amt Pfb. 2490

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115
Tel. Amt Charl. 8473

**Steckenpferd-
Lilienmilch-Seife**
VON BERGMANN & CO. RADEBEUL



erzeugt rösiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut
und zarten blendend schönen Teint. à St. 50 $\frac{3}{4}$. Überall vorrätig.

Kalasisiris



D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasisiris“. Sofortiges Wohlbefinden.
Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrücken.
Verzögl. Halt im Rücken. Natürl. Geradenhalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Spezial-Formen. Muster, Broschüre und Auskunft
kostenlos von „Kalasisiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: Bonn a. Rhein. Fernsprecher Nr. 360.
Kalasisiris-Spezialgeschäft: Frankfurt a. M., Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154.
Kalasisiris-Spezialgeschäft: Berlin W. 62, Kleiststr. 25. Fernsprecher 6 A, 19 173.
Kalasisiris-Spezialgeschäft: Berlin SW. 19, Leipzigerstr. 71/72. Fernsprecher I, 8810.



Die  1912er Modelle der

OPEL-Wagen

stehen an der Spitze der deutschen
Automobilindustrie

Adam Opel, Motorwagenfabrik, Rüsselsheim a. M.
Filiale Berlin W. 62, Courbièrestr. 14.

Rennen zu Hoppegarten

Sonntag, den 8. September, nachm. 3 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Renard-Rennen

(Preise 28000 M.)

Montag, den 9. September, nachm. 2 $\frac{1}{2}$ Uhr

7 Rennen;

u. a.

Hertefeld-Rennen

(Ehrenpreis u. Staatspreis 20000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. „	„ 9,—
Ein I. Platz Herren	„ 9,—
do. Damen	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren	„ 6,—
do. Damen	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren	„ 3,—
Ein dritter Platz	„ 1,—

Grunewald.

Donnerstag, den 12. Sept., nachm. 2 Uhr

7 Rennen;

u. a.

Plaisanterie-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Preis von Bockstadt

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. II. Platz: 3 M.,
Kinder 1 M. Terrasse: 2 M., Kinder 1 M. III. Platz:

1 M. IV. Platz: 0,50 M.

Wagenkarte: 10 M.

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im „Verkehrsbüro, Potsdamer Platz“ (Café Josty), Weltreisebureau „Union“, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Romane berühmter Männer und Frauen

Soeben erschienen:

Lassalle

Ein Leben für Freiheit und Liebe

Roman von Alfred Schirokauer

Mit 49 Illustrationen, Dokumenten, Briefen usw.

Im Mittelpunkt des Romans steht Ferdinand Lassalle mit seinen kühnen Plänen der Volksbeglückung und ruheloser Liebessehnsucht, die seinen frühen tragischen Tod herbeiführt. Zu ihm gesellen sich die führenden Persönlichkeiten der 60er Jahre. Ein Werk, das in glücklichster Weise fesselnde Erzählung mit geschichtlicher Wahrheit verknüpft.

Bisher erschienen:

Lieben. Lebender Lady Hamilton.

Histor. Roman v. Heine, V. Schumacher

Der Roman einer Kaiserin.

Katharina II von Rußland.

Geschichtlicher Roman von Eug. Zabel

Ein Liebesidyll Ludwigs XIV. Louise de La Vallière.

Historischer Roman von Dora Duncker

Lord Nelsons letzte Liebe.

(Fortsetzung von Lady Hamilton)

Histor. Roman v. Heine, V. Schumacher

Grillparzers Liebesroman.

Die Schwestern Fröhlich.

Rom. aus Wiens klassischer Zeit v. J. A. Lux

Jeder Band geh. 4 M., geb. 5 M., in Pergament M 7.50

Zehaben in allen
Buchhandlungen

Verlag von RICH. BONG, Berlin W 57

Fremde Sprachen

erlernt man **schnell** und **sicher**

durch Selbstunterricht

nach dem bewährten

Sprachlehr-System Prof. Hans Wagner-Ernest's

in Verbindung mit dem, von hervorragenden Phonetikern als bisher unerreicht bezeichneten

Sprach-Lehr-Apparat der A.F.F.A.

Aktiengesellschaft für Lehrmittel-Apparate,

Berlin W. 99, Kleiststr. 17.

Prospekte u. Auskunft kostenlos. — Zahlungserleichterung gewährt.

Zur Repetition besonders geeignet ist die

Kollektion Thudichum für Französisch,

Kollektion Hardt für Englisch.

Porzellanfabrik Kahla.

Nachdem in der ausserordentlichen Generalversammlung vom 15. August 1912 die Erhöhung des Grundkapitals unserer Gesellschaft um M. 400 000.— beschlossen worden und die Eintragung in das Handelsregister erfolgt ist, stellen wir hiermit unseren Aktionären den Bezug neuer Aktien in der Weise frei, daß sie auf je 10 alte Aktien 1 neue mit Dividendenberechtigung vom 1. Januar 1913 zum Preise von M. 2500.— abzüglich 4% Stückzinsen bis 31. Dezember 1912 und zuzüglich M. 74.40 Reichsstempel sowie Schlußnotenstempel pro Aktie verlangen können, wenn sie in der Zeit vom

2.—16. September 1912 einschliesslich

bei der **Gesellschaftskasse**,
der **Bank für Thüringen** vormals **B. M. Strupp Aktiengesellschaft** in **Meiningen** und ihren Filialen in **Apolda, Coburg, Eisenach, Frankenhausen a. M., Gotha, Hildburghausen, Jena, Kahla S. A., Neustadt a. O., Pörsneck, Ruhla, Saalfeld a. S., Salzungen, Sonneberg** und **Weimar**,
der **Direction der Disconto-Gesellschaft** in **Berlin**,
der **Mitteldeutschen Creditbank** in **Berlin**,
oder der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt** in **Leipzig** und ihrer Abteilung in **Dresden**

unter Vorlegung der Aktien erklären, daß sie das Bezugsrecht ausüben wollen.

Bei Einreichung der Aktien sind 100% und das Agio von 150% insgesamt also 250% = M. 2500.— abzüglich 4% Stückzinsen bis 31. Dezember 1912 und zuzüglich M. 74.40 Reichsstempel sowie der Schlußnotenstempel für die vollgezählte Aktie zu entrichten.

Die Aushändigung der definitiven Stücke findet Zug um Zug statt-
Kahla S. A., den 24. August 1912.

Der Vorstand.

K. Potzler.

Dr. Lange.

Nitritfabrik Aktiengesellschaft in Cöpenick.

Nom. M. 500 000,— neue Aktien der

Nitritfabrik Aktiengesellschaft in Cöpenick

№. 1001—1500 zu je M. 1000,—

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im August 1912.

Georg Fromberg & Co.

A. E. Wassermann.

BERLIN



BERLIN

Hotel „Der Kronprinzenhof“

Dorotheenstrasse 24

2 Min. vom BfL Friedrichstrasse und Unter den Linden. Telefon Centrum Nr. 700.

Grosse modern eingerichtete Zimmer von 2 Mark an.

Elektr. Licht.

Vorzügliche Ausstellungsräume.

Fahrtstahl.

Bei längerem Aufenthalt Preisarrangements.



24. Ausstellung der Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffn. tägl. 9—7 Uhr.

Eintritt 1 Mark

Interessante Kriminal-Prozesse

Von kulturhistorischer Bedeutung aus
Gegenwart und Kunstvergangenheit.

Nach eigenen Erlebnissen v. H. Friedländer,
mit Vorwort von Justrat Dr. Selts-Perlin.
Bis jetzt 6 (einz. käufli.) Bände üb. 1800 Seit.
à 3 M., geb. à 4 M. Dies. enth. d. spannendst.
Proz., z. B. Kwileckiproz., Olle ehr! Seemann,
Raubm. Hennig, Knabenmord in Xanten,
Geheimn. e. Klosters, Hauptm. v. Cöpenick,
Ermord. d. Rittm. v. Kroszig, Hauptprozess,
Gönczi, Rauberhaupten, Knexsl, Aug. Stern-
bergs Sittlichkeitserverb., Tarnowska, Molt-
ke-Harden, Gymnas. Winter-Konitz, Lucie
Berlin, Leckers-Lützow-Hölle v. Mielschien,
Minister Ruhstrak, Rennfahrer Breuer,
v. Heusler, Falsche Hofdame v. Potsdam, etc.
Anstübrl. Prospekte auch üb. and. kultur- u.
altengeschichtliche Werkegrat. free. H. Bars-
dorf, Berlin W. 30, Barbarossastr. 37 Hochp.

Jagdwaffen - Reparaturwerkstatt



H. Martschin

Büchsenmachermeister

Berlin SW. 68, Lindenstr. 104

Spez.: Zielfernrohrmontagen, Neu-
anfertigung von Gewehren, Aus-
arbeitung von Patenten. Nacht-
zielfrohre.

Psoriasis

(Schuppenflechte) heilt ohne
Salben u. Güte n. eigenem Verfahren.
Spezialarzt **Dr. P. E. Hartmann,**
Stuttgart P. 9, Postfach 126.

Prompt und billig

liefert **Drucksachen** aller Art die

Buchdruckerei Rudolf Bengler

Müncheberg (Mark)

Spezialität: Werke, Zeitschriften und
Broschüren, Massenaufgaben.

Journalisten-Hochschule

Berlin W. 35.

Vorlesungen u. Übungen von Herren u.
Damen. Lehrplan umsonst. **Das Sekretariat.**

Luna Park
30 Weltattraktionen.
Entree 50 Pf.
Saison - Karten
alle Tage gültig Mk. 3.—
bei A. Wertheim, Invaliden-
dank und den Kassen des
Luna-Parks.

Schriftstellern

bietet renom. Buchverlag
Gelegenh. z. Veröffentlich.
nur gut. Werke jed. Gattung.
Offerten unt. **B. 5. Haasen-**
stein & Vogler A.-G., Leipzig.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000.— Mark. — Reserven ca. 7 300 000.— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG.

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. Alt., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln
Eibenstock, Eilenburg, Eis-nach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Pfankenhäusen (Kyffh.),
Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hirschfeld, Hettstedt, Ivershofen,
Kauzsch, Kloeitze i. Alt., Langensalza, Lommatsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th.,
Nauendorf, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Ostburg i. A., Osterwieck a. H.,
Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br.,
Schönlitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Tor-
gau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam),
Wolmirstedt (Bez. Magd.), Wurzen i. S., Zeitz, Kommande i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.



Schwarzburg *Die Beste
Hausungens*
Hotel Weisser Hirsch
*Schönstgelegenes vornehmes
Familienhaus*

Graeger
Kgl. Kriminalist a. D.
Detektiv

mit grosszügiger erfolgreicher Praxis. In zahlreichen Sensationsprozessen ausschlaggebend. Schwierige Fälle bevorzugt. Feinste Referenzen aus der Grossindustrie und Gesellschaft.
Berlin W., Grunewaldstr. 20 a.
Telephon: Nollendorf 2303.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bezw. Berlin Börsen.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den Ka- und Verkauf von Aktien, Börsentiteln und Obligationen der Kali-, Holz-, Erz- und Gesteinsindustrie, sowie Aktien ohne Börsenkurs.

Ka- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertraul. Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.

Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134a.

NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUDELSALZ
SALZ



ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Verwechslung **mit den Inhalt ahnen,** wie ihn tiefe Menschen leb. wünsch. Aber d. P. spekt enth. ihre Erklär. Ob. insime seelische Führ. d. g. z. bestimmte Charakt.-Analys. Briefl. hand-schri. seit 20 Jahr. Für erwachte böh. Interess.-Grade! „Flüchtiger“ sow. Nachn. u. Mark. un-zweifelssig. P. Paul Liebe, Angsburg 1, Z.-Fach



Ausbildung v. Autoführern
Berufsführern, Herren u. Damen

Tages- u. Abendkurse: Eintritt frei!

Grossberliner Auto-Fachschule
Hölowstrasse 92

* Prospekt gratis — Tel. Lzw. 9509

== Angrenzend Schreiberhau. ==
Bade- und Luft-Kurort
„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
Bahnhöfe: Warmbrunn-Schreiberhau,
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhöfe)

Erholungsheim
Hôtel Sanatorium

Neuzzeitliche Einrichtungen, Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zente d. schönst. Ausflüge in Berg- u. Tal. Luftbad, Übungsapp., alle electr. (sehr billig, da eig. Electr. Werk) u. Wasseranwendungen (ausschliesslich kohlen-säurereiches Quellwasser).

Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab. Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.

Näch.: Camphausen, Berlin SW. 11.

Insertaten-
Annahme für
„Die Zukunft“
durch
Anzeigenverwaltung
Alfred Welner

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Ztr. 8740
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs
Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec
Monopole goût américain
Dry Monopole

Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.